

Bedingungen. Foudras

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.



...bibliothek,
...)

Die

Memoiren eines Königs.

Vom

Marquis de Foudras.

Aus dem Französischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.



Die Memoiren eines Königs.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Ein symbolisches Blutgerüst.

An einem grauen, dämmerigen Herbstabende verfolgte — nur wenige Meilen von Riga entfernt — ein in einen braunen Kaftan gehüllter Mann, mit einem runden, niedrigen Hute auf dem Kopfe und auf einem magern Pferde mit langen, spröden Haaren sitzend, den in wunderlichem Zickzack dahingehenden Weg, welcher von Liefland nach Kurland führt.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends; die Sonne war bereits seit einiger Zeit hinter den Bergen verschwunden, welche den Horizont einschlossen und man hörte nichts, als von Zeit zu Zeit das harmonische Aechzen des über die fernen Küsten hinstreichenden Windes.

Die Landschaft hatte ein eigenthümliches, großartiges und poetisches Gepräge.

Zur Rechten zog sich eine unermeßliche Ebene hin, hier und da von einigen Seeen unterbrochen, in welchen sich die am Himmel hinfliegenden dunkeln Wolken spiegelten. Von Zeit zu Zeit entdeckte das Auge in dieser Wüste einige verkümmerte Bäumchen und Gesträuche, die in dem rauhen Klima vor Durst und Hunger umkamen.

Links sah man ebenfalls Ebenen, die aber weniger eintönig waren, als die ersteren und dem Blicke kleine Wäldchen und Gebüsche darboten, deren grüne, dichtbelaubte Zweige sowohl dem von der Küste herüberbrausenden Winde, als der Sonne, welche ihnen ihre Strahlen verweigerte, Trotz zu bieten schienen.

Im Hintergrunde stachen kleine Gebirge mit ihren schwarzen Umrissen von dem Zelte des Himmels ab, welches die stolze Königin des Tages noch mit einem letzten purpurnen Widerscheine färbte.

Es war einer jener Abende, welche Gott ausdrücklich für die Schwermuth und die Liebe geschaffen zu haben scheint! Zauberische Abende, wo der zitternde Glanz der Sterne, wo der dunstige Schein des Mondes den Gegenständen unbestimmte und schwankende Formen geben, deren Anblick das Auge täuscht und gleichsam in Träume einwiegt; harmonische Nächte, wo der balsamische Lufthauch die Bäume mit seinen Flügeln und die Erde mit seinen Füßen streifend, vorüberzieht und die himmlischen Lieder ewiger Freude flüstert.

Die unter dem nebeligen Himmel des Tages eintönige Landschaft bekleidete sich allmählig mit jener traurigen und imposanten Majestät, welche den Reiz großer Einöden ausmacht.

In dem durchsichtigen Schatten, welcher den Boden bedeckte, hatten die Ebene und das Gebirge ganz andere Raumverhältnisse angenommen und nur mit Mühe unterschied man von Weitem einige unbestimmte Linien, welche die Wäldchen zur Linken oder das Spiegeln der stehenden Gewässer zur Rechten zeichneten.

Vergebens wäre es, durch Worte eine richtige Vorstellung der erhabenen Größe einer solchen Landschaft mittheilen zu wollen.

Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Schrei oder ein Geheul mitten in dem wehmüthigen Schweigen der Nacht und man sah, gleich einem schwarzen Punkte, am Rande des Weges irgend ein wildes Thier in raschem Laufe vorüberschießen.

Ein ander Mal war es der slavische Gesang der männlichen, sonoren Stimme irgend eines Leibeigenen, der sich nach seiner Weise die Langeweile der Knechtschaft zu vertreiben suchte, und bald darauf hörte man das mächtige Schnauben der Saumthiere, die er vor sich her nach dem nahen Stalle trieb.

Ungeachtet der feierlichen Schönheit der Landschaft verfolgte der Mann im braunen Kaftan seinen Weg und

schien weder die geringste Gemüthsbewegung zu empfinden, noch irgend ein Interesse an den poetischen Reizen des Weges zu nehmen.

Es war dies nicht das erste Mal, daß er aus Liefland nach Kurland reis'te und der Weg, den er verfolgte, war ihm wahrscheinlich schon seit langer Zeit bekannt.

Blos als der Wind frischer ward und der Himmel sich seit einigen Augenblicken mit dunkelgrauen Wolken überzogen hatte, zog er seinen Hut noch tiefer in die Augen herein und den Mantel über der Brust zusammen. Nachdem dies geschehen, gab er seinem Pferde leicht die Sporen und das kluge, willige Thier trabte mit erneuetem Eifer weiter.

Der Reiter und das Pferd machten auf diese Weise ungefähr eine halbe Meile, worauf das Thier stehen blieb, um seinem Herrn Zeit zu lassen, abzusteigen.

Der Ort, wo sie Halt machten, bot das regelmäßige Bild eines vollkommenen Halbzirkels dar. An dem Punkte, wo die Straße von Riga endete, begannen zwei andere Straßen, von welchen die eine nach Mitau, die andere nach Goldingen führte.

Der Reiter zögerte einen Augenblick, welchen Entschluß er fassen oder welchen Weg er einschlagen sollte, und nach diesem Augenblicke des Zögerns zog er plötzlich kräftig den Zügel an und stieß dem Pferde die Sporen in die Flanken.

Das Thier zuckte erst zusammen und überflog dann mit einem einzigen Sprunge den Graben, welcher die Straße von der anstoßenden Ebene trennte.

Ein Mal hier angelangt, ließ der Reiter nach allen Seiten hin einen forschenden Blick umherschweifen, wie um auf dieser Ebene ein Nachtlager zu suchen, und als er seine nächste Umgebung gehörig untersucht hatte, trieb er sein Pferd wieder an, welches sofort in seinen vorigen Trott zurückfiel.

Nach ungefähr einer Viertelstunde bemerkte er eine elende Hütte, die zur Hälfte in den kleinen Vertiefungen der Ebene versteckt lag.

Die Richtung nach dieser Hütte war es, die er nun einschlug.

„Bei allen Grafen von Bergalasse, meinen Ahnen,“ rief der Reiter, seinem Pferde nochmals die Sporen gebend, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich noch ein Unterkommen für diese Nacht finden würde. ... Es ist wirklich ein trauriges Land dieses Rußland und dieses Kurland, eine abscheuliche Provinz! ... Hollah, hollah, Huck,“ setzte er, sein Pferd anredend, hinzu, „mäßige Deinen Eifer, mein Freund, da sind wir ja schon ...“

Der Kopf des Pferdes berührte auch in der That das Fenster des ersten Stockwerkes der Hütte, vor welcher der Reiter und sein Roß angelangt waren, fast ohne es selbst zu bemerken.

Der Graf von Bergalasse besah die Wohnung, vor welcher er hielt und als diese Besichtigung vorüber war, hieb er ungeduldig und mißlaunig mit seiner Reitpeitsche in der Luft herum.

„Also da nisten sie!“ rief er die Achseln zuckend, — „ein Stockwerk und ein Erdgeschoß! Huck, mein lieber Freund, ich fürchte sehr, daß Du genöthigt sein wirst, diese Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.“

Indem der Graf so sprach, pochte er leicht mit dem Knopfe seiner Reitpeitsche an das Fenster des ersten Stocks, dessen Läden sich sofort öffneten.

Ein mit einer Pelzmütze bedeckter Kopf sah heraus.

Der Kopf war schrecklich anzusehen, aber Bergalasse war nicht der Mann, der vor einer solchen Kleinigkeit erschrack; übrigens hatte er auch seit seiner Ankunft in Rußland Zeit und Gelegenheit genug gehabt, sich an dergleichen Erscheinungen zu gewöhnen.

„Wer ist da?“ fragte der Mann mit der Pelzmütze. —

„Ein Mensch und ein Pferd, welche ein Nachtlager suchen,“ antwortete Bergalasse; „der Mensch ist müde und das Pferd hat Hunger.“

Der Mann in der Pelzmütze machte einen der Fensterläden wieder zu.

„Mein Haus ist keine Herberge, mein Herr,“ antwortete er, „aber in Riga werdet Ihr deren finden.“

„O entschuldigt, gestrenger Herr," wendete Bergalasse ein, der in der Regel gewohnt war, in ironischem Tone zu sprechen; „ich komme eben von Riga und habe keine Zeit, dahin zurückzukehren."

„Dann," entgegnete der Mann, indem er auch den zweiten Laden allmählig zumachte, „dann rathe ich Euch, weiter zu reiten, bis Ihr nach Mitau kommt." —

Und so wie er das letzte Wort aussprach, schloß er den zweiten Laden, so daß Bergalasse nichts weiter hören konnte.

„Spreche mir doch Niemand von der russischen Gastfreundschaft," murmelte er verächtlich; „diese Leute kennen weiter nichts, als Sibirien und die Knute. Dieses letztere Mittel werde ich auch anwenden müssen, wenn die andern nichts fruchten! ... Laßt uns sehen."

Er begann hierauf mit einer seiner Pistolen dasselbe Manöver, welches er schon mit seiner Reitpeitsche gemacht hatte, dies Mal aber mit festerer Hand und rascher auf einander folgenden Schlägen.

Die Fensterläden öffneten sich wieder.

„Der Teufel hole Euch!" grollte die wieder am Fenster erscheinende Pelzmütze. „Habt Ihr Euch denn vorgenommen, mich nicht schlafen zu lassen?"

„Ich werde Dich nicht schlafen lassen, wenn ich es will," antwortete Bergalasse, „und wenn ich es will, so werde ich es thun, und wenn ich es thue, so geschieht es

weil ich das Recht dazu habe. ... Und vergiß nicht, elender Sklave, wenn Du zögerst, mir zu gehorchen, so werde ich Dir eine Züchtigung zukommen lassen, an welche Deine Schultern ein heilsames Andenken bewahren werden. — Hier," setzte er hinzu, indem er ihm seine Börse zuwarf, „nimm dies, öffne mir die Thür, gieb mir ein Bett und schweige."

Der Mensch nahm die Börse, schloß aber das Fenster.

Da ihm aber die Sprache des Grafen sehr verständlich geschienen hatte, so ging er rasch die Treppe hinunter, welche nach dem Erdgeschoß führte und öffnete die Thür.

Bergalasse hatte nicht geglaubt, daß seine Worte so schnell etwas fruchten würden.

„Wenn Ihr Euch bemühen wollt, hereinzukommen, gnädiger Herr," sagte der Mann, indem er seine Mütze abnahm und sich verneigte, „so werde ich die Ehre haben, Euch selbst nach Eurem Schlafgemache zu begleiten."

„Aha!" sagte Bergalasse bei sich selbst, den diese plötzliche Veränderung überraschte, „jetzt nennt mich der Mensch „gnädiger Herr" ... Wohlan, das söhnt mich mit diesen Nationen wieder einigermaßen aus."

Er stieg vom Pferde, nahm seine Pistolen, die er in den Gürtel steckte und folgte seinem Wirthe, von dem

lebhaften Wunsche beseelt, bald die Ruhe zu genießen, deren er, wie er fühlte, so sehr bedurfte.

Der Mensch zündete eine räucherige Lampe an, führte Bergalasse in ein ziemlich großes Gemach, in welchem ein Bett stand, wünschte seinem Gaste mit allen Anzeichen der tiefsten Ehrfurcht angenehme Ruhe und verschwand.

Sobald als der Graf von Bergalasse sich allein sah, zog er bald seine von Staub beschmutzten Kleider aus und warf sich auf's Bett.

„Ich bin heute nicht glücklich gewesen," sagte er, indem er die Lampe ausblies, „morgen jedoch hoffe ich, mich zu revanchiren."

Das tiefste Dunkel herrschte in dem Gemache, kein Geräusch unterbrach die lautlose Stille; er gähnte zwei oder drei Mal und schlief dann ein.

Wenn in dem Theater über eine Scene, wie wir sie soeben beschrieben haben, der Vorhang herabsinkt, so beginnt das Orchester in der Regel eine sanfte Symphonie zu spielen, um dem Zuschauer die Langeweile des Zwischenaktes erträglicher zu machen.

In dem gegenwärtigen Falle geschah etwas Aehnliches. —

Kaum hatte der Graf von Bergalasse die Augen geschlossen, um sich dem süßen Genusse eines stärkenden Schlafes hinzugeben, als sich eine sanfte Melodie hören

ließ und eine Frauenstimme das Schweigen der Nacht unterbrach.

Der Graf von Bergalasse richtete sich schnell auf seinem Bette empor und horchte.

Die Stimme war schnellend und rein; der Gesang ernst und sanft .... es war gleichzeitig eine Drohung und eine Klage, oder es war vielmehr, wenn man es will, der seltsame, lebhafte, feierliche Ausdruck eines bis zur Verzweiflung gesteigerten Schmerzes.

„Hätte ich vielleicht hier gefunden, was ich in so weiter Ferne suchte!“ murmelte Bergalasse, indem er leise aus dem Bette stieg.

Anfangs vermochten seine noch schlaftrunkenen Blicke in dem Gemache durchaus nichts zu erkennen, allmählig aber gewöhnten sich seine Augen an das Dunkel; er sah einen schwachen Lichtschimmer geheimnißvoll durch die Spalte des Verschlages dringen. — Sogleich ging er auf die Zwischenwand zu und legte sein Gesicht dicht an die Ritze.

„Ich habe immer geglaubt,“ sagte er, nachdem er einige Secunden lang forschend in das Nebenzimmer geblickt, zu sich selbst, „ich habe immer geglaubt, daß die Russen blödsinnig geboren würden, jetzt aber bin ich überzeugt, daß sie nach Verlauf einer gewissen Zeit närrisch werden!“

Er nahm sofort seinen Beobachtungsposten wieder

ein, den er auch nicht wieder verließ. Alles, was er sah, nahm seinen Geist auf das Lebhafteste in Anspruch.

Diese gespannte Aufmerksamkeit von Seiten des Grafen war übrigens durch die Seltsamkeit des Schauspiels, welches sich seinen Augen darbot, vollkommen gerechtfertigt. Er hatte gewiß Viel in seinem Leben gesehen, aber noch niemals war eine solche Reihe von bizarren Auftritten vor seinem Auge vorübergezogen.

Von der Stelle, an der er sich befand, tauchten seine Blicke in einen unermeßlichen Saal, der für den Augenblick nur durch eine einzige Lampe erleuchtet ward. Mitten in diesem Saale stand eine Art Klavier, vor welchem soeben ein junges Mädchen Platz genommen hatte.

Bergalasse war von dieser Erscheinung wie geblendet.

Es war ohne Zweifel noch ein Kind, wenn man nach der Naivetät ihres Blickes, der Reinheit ihrer Stirn und der jungfräulichen Schüchternheit ihrer ganzen Haltung urtheilte, aber man konnte sie auch für ein Weib halten, wenn man die runden Umrisse ihrer nackten Schultern, die entwickelte Form ihres Busens, die zierliche und doch kräftige Geschmeidigkeit ihres hohen Wuchses sah.

Sie besaß die ganze ungezwungene Natürlichkeit des ersteren, in Verbindung mit der ganzen Anmuth des

zweiten und man zweifelte, wenn man sie in dem Glanze dieser idealen Schönheit sah, ob sie wirklich unserer armen, enterbten Welt angehörte, oder ob sie nicht vielmehr einer jener schönen Engel war, die Gott auf unserer Erde zurückgelassen hat und denen nur die Flügel fehlen, um in ihr verlorenes Heimathsland zurückzukehren.

Bergalasse war durchaus kein Enthusiast oder Schwärmer. Mit Kopf und Herzen jener egoistischen Philosophie des Spottes ergeben, welche aus dem achtzehnten Jahrhunderte mit herübergekommen ist, war er nicht der Mann, der sonderlich etwas Anderes als sich selbst geliebt, noch andere Genüsse gesucht hätte als solche, zu welchen ihm der thierische Trieb seiner Sinne die Begierde einflößen konnte.

Und doch bemächtigte sich eine gewaltige Bewegung, eine Art ihm bis jetzt noch unbekannt gewesener Verzückung seines ganzen Wesens und sein glühender Blick heftete sich heißhungrig an die traumähnliche Erscheinung des schönen jungen Mädchens.

Plötzlich veränderte sich die Scene. Mädchen und Klavier verschwanden wie durch einen Zauberschlag und der Saal trat strahlend von Glanz und Pracht aus der Finsterniß hervor. So erleuchtet, nahm er gigantische Raumverhältnisse an. Zur Rechten und zur Linken ragten korinthische Säulen bis zu dem Gewölbe empor,

von welchem krystallene Leuchter herabhingen, die in reichen Strömen ihre funkelnden Lichtwellen ausgossen.

Im Hintergrunde erhob sich ein prachtvoller Thron, zu welchem ungefähr zwölf Stufen hinaufführten und welcher den ganzen Schauplatz majestätisch beherrschte.

Auf jeder Seite des Thrones öffnete sich eine große Flügelthür und endlich, wie zur nothwendigen Vervollständigung der wunderlichen Verzierung dieses Saales, stieg zur Linken das widerliche, scheußliche Gespenst einer Guillotine empor! ...

Bei diesem Anblicke flog ein blutiger Schein an Bergalasse's Augen vorüber und das Herz erstarrte ihm in der Brust.

Seit seinem Weggange aus Frankreich hatte er das Blutgerüst fast vergessen. Die Erinnerungen an die Revolution drängten sich in Massen seiner unruhigen Einbildungskraft auf und erfüllten ihn mit Entsetzen. Er fühlte, wie sein Haar sich emporsträubte und ein eiskalter Schweiß langsam an seinen Schläfen herabrieselte.

Er erinnerte sich, welchen schrecklichen Leidenschaften dieses verhängnißvolle Instrument gedient hatte; er überschaute in einem Augenblicke alle die entsetzlichen Dramen der französischen Revolution und vor seinen geängsteten Geist trat das entsetzlichste von allen ... der Tod Ludwigs XVI. ...

Jedoch, er hatte nicht Zeit, lange bei dieser Erinnerung zu verweilen, denn plötzlich öffnete sich eine der Thüren auf der rechten Seite des Thrones und eine Menge wunderlich gekleideter Männer schritten in feierlichem Zuge in den Saal hinein.

Bergalasse sah einen nach dem andern eintreten und sich auf der rechten Seite, dem Blutgerüste gerade gegenüber, niedersetzen, wo eine Reihe von Sesseln für sie bereit stand. Sie waren alle, einer wie der andere, mit einem schwarzen Gewand bekleidet, auf dessen Vorderseite ein weißes Kreuz sichtbar war. Jeder trug eine Maske vor dem Gesichte; Keiner sprach ein Wort, alle nahmen schweigend Platz.

Nur ein Einziger trug weder schwarzes Gewand noch Maske.

Er war einfach wie die gewöhnlichen russischen Leibeigenen gekleidet und setzte sich abgesondert auf einen Schemel nieder, nur zwei Schritte von der Wand entfernt, hinter welcher sich Bergalasse versteckt hielt.

„Dimitri!" rief Letzterer, als er ihn erkannte, „der Leibeigene des Barons! ... Was soll das bedeuten?"

Und als ob der Anblick dieses Menschen seine Neugier verdoppelt hätte, drückte er sein Gesicht nur noch fester an die Wand.

Uebrigens war es auch Zeit, daß er seinen Posten wieder einnahm, denn jetzt öffnete sich auch die Flügel-

thür zur Linken und er begriff, daß ein noch imposanteres Schauspiel als das bereits gesehene vor sich gehen würde.

Zuerst traten zwei Männer ein. Von diesen beiden Männern war der erste ein Henker, der zweite ein Priester ... Der Henker stieg auf das Blutgerüst hinauf, der Priester wartete am Fuße der Leiter. Als Beide ihre Plätze eingenommen hatten, gab Der, welcher auf dem Throne saß, ein Zeichen und drei Leibeigene erschienen auf der Schwelle, die einen Greis mit auf dem Rücken gebundenen Händen, dessen Kopf mit einem schwarzen Schleier bedeckt war, hereinführten.

Ein heftiges Murmeln ließ sich bei diesem Anblicke unter der Versammlung hören und man sah mehr als eine Hand sich mit dem Dolche bewaffnen.

Mittlerweile war der Greis mit festem Schritte auf das Schaffot zu gegangen; er verneigte sich tief vor dem Prediger und ging mit hoch aufgerichtetem Haupte und ohne zu wanken die Stufen hinauf.

Als er oben auf der Leiter ankam, ergriff ihn der Henker mit der rechten Hand an der Schulter und mit der linken riß er den Schleier hinweg, der seine Züge bedeckte.

Bis jetzt hatte Bergalasse trotz seines Entsetzens noch Kaltblütigkeit genug bewahrt, um Das, was auf der andern Seite des Verschlags vorging, aufmerksam zu verfolgen; als aber die Hand des Henkers den Schleier

hinweggerissen hatte, der das Antlitz des Schlachtopfers bedeckte und Bergalasse das, obschon bleiche und entstellte, doch sprechend ähnliche Ebenbild des letzten Königs von Frankreich auf dem Blutgerüste emporrichten sah, glaubte er, das Spielwerk irgend eines entsetzlichen Traumes zu sein und er versuchte aus Leibeskräften die Zwischenwand einzustoßen, welche ihn von diesem furchtbaren Schauspiele trennte.

Zum Glück für ihn hatte sich ein außerordentliches Geräusch erhoben. Er hörte das verhängnißvolle Beil durch die Fugen zischend herabfallen, das Gewölbe ward von einem furchtbaren Rachegeschrei erschüttert und dann traten mit einem Male Finsterniß und Schweigen an die Stelle des Glanzes und Tobens.

Er wollte nun noch einen letzten Blick in den Saal werfen, aber die Lichter waren verschwunden und es war ihm nicht möglich, noch weiter etwas zu sehen. Jedoch er horchte, denn er hörte dicht an der dünnen Wand den Namen Dimitri's aussprechen.

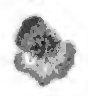
„Dimitri," sagte Jemand, „bist Du es?"

„Ja, Herr," antwortete der, an welchen die Frage gerichtet war.

„Hast Du ein Pistol?"

„Der Justitiar hat mir deren zwei gegeben."

„Gut! Du hast geschworen, Dich auf den Kreuzweg von Riga zu begeben."



„Ja, Herr."

„Deine Brüder können also auf Dich zählen?"

„In einer Stunde wird meine Kugel aus diesem Pistol herausfliegen. Gott lenke sie, wohin sie nach seinem Willen gehen soll."

Bergalasse begriff, daß er jetzt aus dem Gebiete der Phantasie und der Symbolik wieder in das der Wirklichkeit herabsank. Er kleidete sich daher eiligst an, nahm seine Pistolen und rief seinen Wirth.

Dieser kam schnell herbeigeeilt.

„Obersclave," sagte Bergalasse mit leiser und rascher Stimme zu ihm, „Du bist ein Elender, daß Du Deinen Brüdern erlaubst, sich bei Dir zu versammeln und sich solchen Auftritten hinzugeben, wie dem, dessen Augenzeuge ich gewesen bin. Ich hätte große Lust, Dich der russischen Polizei anzuzeigen." —

„Gnädiger Herr," stammelte der Wirth.

„Unterbrich mich nicht," fuhr Bergalasse fort, „und ganz besonders antworte genau und ohne Umschweife auf meine Fragen. Ich sage Dir im Voraus, sobald ich Dich auf der mindesten Lüge ertappe, lasse ich Dir Nase und Ohren abschneiden."

„Gnädiger Herr!"

„Und auch die Zunge, wenn Du nicht schweigst."

Der Wirth verneigte sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

„Wohlan,“ fuhr Bergalasse, zufrieden mit dem Resultate, welches seine Dreistigkeit bewirkt hatte, fort, „nimm dieses Licht und führe mich an den Ort, zu welchem sie hinausgehen werden — ich will sehen, ob ich Dimitri nicht wieder erkennen werde.“

„Entschuldigt, gnädiger Herr,“ wendete der Wirth noch ganz zitternd ein, „Dimitri wird nicht zu derselben Thür hinausgehen.“

„Nun gut, so führe mich zu der, durch welche er hinausgehen wird.“

Der Wirth schickte sich an, diesem Befehle Folge zu leisten, nahm ein Licht und öffnete die Thür. In dem Augenblicke aber, wo er die Schwelle überschreiten wollte, fühlte er sich durch den Grafen zurückgehalten.

„Noch einen Augenblick,“ sagte letzterer; „ehe wir hinausgehen, sage mir, wer das junge Mädchen ist, welches ich singen hörte.“

„Das junge Mädchen,“ antwortete der Wirth mit bedeutsamem Blinzeln, „ist die Tochter des alten Matthias.“

„Und wer ist der alte Matthias?“

„Der Schenkwirth zu Mitau.“

„Und wie heißt seine Tochter?“

„Man nennt sie die kleine Georgele.“

Nach diesem raschen Gespräche gingen Bergalasse und sein Wirth, um sich in die Nähe der Thür zu posti-

ren, durch welche Dimitri hinausgehen sollte. Als sie an Ort und Stelle waren, ließ Bergalasse seinem Begleiter einige Goldstücke in die Hand gleiten, empfahl ihm, nach Huck, seinem Pferde, zu sehen und forderte ihn auf, sich zu entfernen. Der Wirth ließ sich dies nicht zwei Mal sagen und ging in demselben Augenblicke zu der Thür hinein, wo Dimitri zu derselben herauskam.

Dieser Letztere sah sich vorsichtig um, um sich zu überzeugen, daß Niemand ihn belausche, und rannte mit der geräuschlosen Schnelligkeit einer wilden Katze in die Ebene hinein. Binnen weniger als fünf Minuten hatte er die Entfernung hinter sich, welche ihn von dem sogenannten Kreuzwege von Riga trennte. Hier drehte er sich noch ein Mal um und nachdem er sich überzeugt, daß ihm Niemand zu folgen vermocht, bewaffnete er sich mit seinen Pistolen und wartete.

Bergalasse war aber nur etwa zehn Schritte von ihm entfernt; er hatte sich ebenfalls mit seinen Pistolen bewaffnet und wartete auch.

Die Ereignisse folgten rasch auf einander.

Kaum waren zehn Secunden verflossen, als auf der Straße von Riga her, ein junger Mann geritten kam, welcher, sein Pferd in ruhigem Schritte gehen lassend, bis an die Stelle gelangte, wo er der beiden Straßen von Mitau ansichtig ward. Er machte Halt und schien

mit sich zu Rathe zu gehen, welchen Weg er einschlagen sollte.

Der Mond erhellte in diesem Augenblicke den Kreuzweg und die Umrisse des jungen Mannes stachen scharf gegen den grauen Himmel ab. Er konnte ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahre zählen; vielleicht mehr, vielleicht weniger; es möchte schwierig gewesen sein, sich mit Bestimmtheit darüber auszusprechen.

Seine Kleidung hatte, ohne gerade elegant zu sein, doch einen anmuthigen Schnitt, der seine schlanken Formen hervortreten ließ, ohne der graziösen Geschmeidigkeit des Wuchses Eintrag zu thun. Sein Haar, welches in reicher Fülle unter seiner Sammetmütze hervorquoll, umwogte sein schön und ebenmäßig geformtes Gesicht, und seine kleine Hand, welche mit einer Reitpeitsche von schwarzer Seide spielte, besaß die ganze Zartheit und Weiße einer Frauenhand. Ein kleiner brauner Schnurrbart, dessen Spitzen zu beiden Seiten des Mundes herabneigten, stach seltsam gegen die bleiche Farbe seiner Wangen ab, und seine bald kühnen und lebhaften, bald traurigen und melancholischen Blicke, übten einen gleichzeitig gebieterischen und sanften Zauber aus, gegen welchen, so zu sagen, jede Gegenwehr vergebens gewesen wäre. —

Die Ungewißheit, welche er, als er der beiden Wege ansichtig wurde, zu erkennen gab, bewies hin-

reichend die geringe Bekanntschaft, die er mit dieser Umgebung hatte. Mehrmals drehte er sich nach allen Richtungen herum, ob nicht vielleicht ein, gleich ihm, verspäteter Reisender sich zeigte, um ihm den richtigen Weg anzugeben; da er aber nicht den kleinsten menschlichen Schatten wahrnahm und auch nicht das mindeste Geräusch hörte, so trieb er sein Pferd vorwärts und wählte entschlossen den Weg nach Mitau.

Dimitri, der sich hinter den Gebüschen am Rande der Straße versteckt hielt, hatte bis jetzt noch nicht gewagt, seine Feuerwaffe abzudrücken. Bleich, mit stürmisch klopfendem Herzen und wie vom Fieber geschüttelt, hielt er krampfhaft den Kolben seiner Pistole gefaßt, ohne zu einem festen Entschlusse kommen zu können. Als er aber sah, daß der Reiter sich wieder auf den Weg machte und daß er binnen wenigen Minuten auf der Straße nach Mitau verschwinden würde, da streckte er, dem gebieterischen Vorgefühle, welches ihn bestürmte, gehorchend, den Arm aus und drückte ab.

Es fielen zwei Schüsse in einem und demselben Augenblicke; der erste ward von Dimitri auf den Reiter, der zweite von Bergalasse auf Dimitri abgefeuert.

Der Leibeigene sank, einen fürchterlichen Fluch ausstoßend, zusammen.

Bergalasse steckte seine Pistole wieder in den Gürtel und entfernte sich.

Dimitri war aber nicht todt — ungefähr eine Viertelstunde darauf streckte er Arme und Beine aus, fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn und als er die Augen wieder aufschlug, sah er, unruhig aufmerksam und theilnehmend, den jungen Mann neben sich stehen, auf welchen er nur wenige Minuten zuvor geschossen hatte.

Zweites Kapitel.

Wo der Graf von Bergalasse sich selbst malt.

Bergalasse war der geschickteste Schütze in ganz Paris und gleichwohl hatte er Dimitri nur leicht an der rechten Schulter verwundet. Es ist klar, daß der Graf nicht die Absicht gehabt hatte ihn zu tödten, und daß er recht wohl wußte, was er that, indem er sich damit begnügte, ihn blos zu verwunden.

Als Dimitri die Augen aufschlug, glaubte er seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als er in seiner Nähe den jungen Reiter sah, den er glaubte fliehen oder fallen gesehen zu haben.

Das Blut, welches er verloren, hatte ihn bedeutend geschwächt und er konnte sich noch nicht ordentlich Rechenschaft von dem geben, was vorgefallen war. Er fuhr sich mehrmals mit den Händen in die Haare und über die

Stirn, und als es ihm nicht mehr möglich war, an der Wirklichkeit der Gegenwart des jungen Menschen zu zweifeln, als er diesen letztern neben sich knieen sah, und seine weichen Hände sorgfältig das Blut abwischen fühlte, welches sich reichlich aus seiner Wunde ergoß, da kam ihm die Erinnerung an den stattgehabten Auftritt plötzlich wieder in's Gedächtniß und er konnte eine Geberde des Trotzes und des Argwohns nicht unterdrücken.

„Rührt Euch nicht," sagte der Unbekannte, indem er ihm sanft die Hand auf die Schulter legte, „noch einen Augenblick, und ich werde Eure Wunde verbunden haben, die, Gott sei Dank! nicht gefährlich ist, und dann — aber erst dann — werde ich Euch erlauben aufzustehen."

Der junge Mann hatte sein eigenes Hemd zerrissen, um die Schulter des Verwundeten zu verbinden und schien bei der Behandlung, die er ihm angedeihen ließ, die Aufmerksamkeit eines Arztes mit der Theilnahme eines Bruders zu verbinden.

Dimitri sah ihm mit stieren Blicken zu.

„Ihr, Ihr," rief er endlich, indem er ihn mit einer Geberde des Trotzes zurückzustoßen suchte, „wie kommt Ihr hierher — warum zeigt Ihr Euch so besorgt gegen mich — was habe ich für Euch gethan — was wollt Ihr von mir — bin ich Euer Freund? — Wir haben niemals mit einander an einem Tische gesessen, wir ha-

ben auch niemals mit einander gearbeitet — wer seid Ihr denn?"

Er versuchte hierauf, sich auf den Arm zu stützen, den die Kugel nicht getroffen hatte.

„O," fuhr er in entmuthigtem Tone fort, als er seine Schwäche bemerkte, „ich bin verflucht — denn nun bin ich der Gnade meines grausamsten Feindes Preis gegeben."

Der Unbekannte betrachtete ihn mit Erstaunen.

„Mein Freund," sagte er zu ihm, „Euer Verstand ist Euch wahrscheinlich untreu geworden, und ich kann die Bitterkeit Eurer Worte nur dem Fieberzustande zuschreiben, in welchem Ihr Euch befindet — seht mich an, habe ich wohl das Aussehen eines Feindes — habe ich nicht meine Pistolen in den Halftern meines Sattels zurückgelassen? — Warum wäre ich Euch zu Hilfe gekommen, wenn ich die Absichten hätte, die Ihr mir zuschreibt? — Wäre es dann im Gegentheil nicht viel einfacher gewesen, Euch hier am Rande der Straße liegen zu lassen?"

Dimitri hatte sich zu einer sitzenden Stellung emporgearbeitet und sein Blick, in welchem noch ein letzter Schimmer von Haß glänzte, heftete sich mit seltsamem Ausdrucke auf den Unbekannten.

„Gott hat es nicht gewollt," murmelte er in einem fast feierlichen Tone, „er hat seine Hand über Euch aus-

gestreckt und von Eurem Herzen die Kugel abgewendet, die Euch bestimmt war — sein Wille geschehe."

Und als ob diese Rückkehr zu sanfteren Gedanken die Ruhe in seinen Geist zurückgeführt hätte, setzte er hinzu:

„Höret! Ihr seid jetzt erst in einem Lande angelangt, welches Ihr noch nicht kennt, und schon verfolgt der Haß Eure Schritte und die Rache lauert Euch im Schatten auf. Nehmt Euch in Acht, junger Mann; Dimitri, der Leibeigene, ist es, der es Euch sagt — wohin Ihr gehen möget, so sehet Euch wohl um — welches Wort Ihr auch aussprechen möget, so sprecht es immer so leise, daß kein menschliches Ohr es hören, kein Mund es nachsagen könne — haltet Euer Herz immer verschlossen!"

Der Unbekannte lächelte und erhob sich.

„Ich sehe, Meister Dimitri," sagte er in heiterem Tone, „daß Euer Geist noch ganz erfüllt von dem ist, was eben geschah — aber seid ruhig, ich glaube, daß ich noch manchen Tag zu leben habe und übrigens würde das gleichgiltige Leben, welches ich führe, sicherlich nicht der Mühe verlohnen, die ich mir nehmen müßte, um es nur einen Tag zu verlängern."

Dimitri ahmte das Beispiel des Unbekannten nach und stand auf.

„Ihr denkt zu leicht von den Gefahren, welche Euch drohen," antwortete er, „das Leben öffnet sich kaum erst für Euch, und die Zukunft, welche sich bereitet, ist groß

und geheimnißvoll. Uebrigens giebt es zwei Dinge, welche von einem Tage zum andern sich verändern können. Die Geschicke der Welt, —"

„Welche?" fragte der Unbekannte, erstaunt, aus dem Munde eines Sclaven eine solche Sprache zu hören.

„Der Muth des Menschen und die Güte Gottes!" antwortete dieser, indem er mit einem gewissen feierlichen Ausdruck den Blick gen Himmel hob.

Nach diesen Worten schieden der Unbekannte und Dimitri; der letztere, um einen Umweg quer über die Ebene einzuschlagen und der erstere, um wieder sein Pferd zu besteigen und den Weg nach Goldingen weiter fortzusetzen. Der Unbekannte war, die Wahrheit zu gestehen, tief ergriffen. Der Auftritt, dem er so eben beigewohnt, lieh dem Platze und der Stunde, wo er geschehen, einen ganz eigenthümlichen Charakter. Es war dies vielleicht das erste Mal, daß der junge Mann sich in einer solchen Lage befunden hatte und wenn er auch vielleicht schon zuweilen ähnlichen Schauspielen beigewohnt, so hatte doch noch keins derselben einen tiefer empfundenen Eindruck auf ihn gemacht, noch hatte er eine lebhaftere Erinnerung daran bewahrt. Er machte sich daher mit einer gewissen unbestimmten Wehmuth und Traurigkeit wieder auf den Weg und seine nachlässige Hand ließ die Zügel seines Pferdes ruhen, ohne demselben eine bestimmte Richtung zu geben.

Die Straße, der er folgte, war bei alledem nicht

ohne Reiz. So wie er weiter kam, ward die Vegetation immer kümmerlicher, der Boden sandiger, und der Wind, welcher bis jetzt wie eine entfernte klagende Stimme geseufzt, wehte jetzt mit einer nicht ganz angenehmen Heftigkeit. Der Blick unterschied schon von Weitem, obschon die Entfernung noch eine ziemlich bedeutende war, die auftauchenden Spitzen der Meereswellen, die sich am Horizonte gegen den hellen Schein des Mondes abzeichneten, und das Ohr unterschied von Zeit zu Zeit jenes majestätische Stöhnen, welches man so gern für den mächtigen Athemzug des Weltmeeres halten möchte.

Aber was lag dem jungen Reisenden an diesem Schauspiele? Er hatte seit so langer Zeit seine Gedanken nicht mit sich selbst beschäftigt, daß er sich jetzt, fast ohne es selbst zu wollen, in seine Vergangenheit versetzte und allmählig das in Trümmer gefallene Gebäude der Erinnerungen seiner Kindheit wieder aufbaute.

Er fand in dieser plötzlichen Rückkehr der Tage, die er beinahe gänzlich vergessen, einen seltsamen Genuß, der seine Gedanken berauschte und die weniger angenehmen Empfindungen seines Herzens sanft einwiegte. Er sah in dieser Vergangenheit das zärtlich geliebte Bild seiner Mutter, ein in der Wirklichkeit unvollkommenes und verworrenes Bild, welches aber auf dem tiefsten Grunde seiner Seele ewig lebte. Er hatte sie niemals gekannt und dennoch glaubte er an gewissen Tagen und besonders zu

gewissen Stunden die Erinnerung an ihre Liebkosungen zu besitzen und noch den unauslöschlichen Druck ihrer Küsse auf seiner Stirn zu fühlen.

Nicht als ob sein Herz niemals geneigt gewesen wäre, sich den Vergnügungen zu überlassen, die ihm dargeboten wurden, nicht als ob er sich nicht zuweilen gern treulosen Verlockungen des Lebens hingegeben hätte. Im Gegentheile kehrten seine Gedanken oft gern zu den geheimen Freuden der Freundschaft zurück, sein begieriger, aber nicht ungestümer Mund hatte oft die berauschenden Küsse der Liebe gesucht; sein wollüstiger und doch keuscher Blick hatte mehr als einmal das glühende und schwermüthige Auge der Frauen erforscht — nur hatte sein, einen Augenblick lang erwecktes Feuer sich bald wieder verhüllt und die Ruhe war in seinen Geist zurückgekehrt.

Es lebte in ihm eine ganze Welt von Gefühlen, die nach Aufschwung trachteten; ein reicher Schatz von Jugend, Kraft und Größe, dessen Jungfräulichkeit noch durch nichts entweiht worden; — er war rein und keusch und zählte kaum achtzehn Jahre!

Tausend Zögerungen hatten ihn beim Austritt aus dem Kindesalter, mit Blumen geschmückte Gaukelbilder beim Eintritt in das Leben empfangen und die harmonischen Klänge der thörigten Jugendhoffnungen seine ersten Schritte begleitet. Schön, reich und edelmüthig, kamen ihm die Blicke Aller wohlwollend entgegen und sein geschmeichelter

Stolz hatte nur Worte der Freundschaft und der Liebe gehört. —

Wenn er auf diesem Wege, der sich ihm öffnete und auf welchem er mit strahlender Stirn und lächelnden Lippen hinwandelte, nicht stehen geblieben wäre, so wäre das Leben für ihn nichts als ein langer Zauber und eine lange Verzückung gewesen!

Aber eines Tages hatte er bemerkt, daß, je weiter er kam, desto größer die Leere in seinem Herzen ward; der Zweifel schlich sich allmählig in seinen Geist und er litt mit jedem Tage mehr an jenem Uebel, dessen Ursache man nicht kennt, welches aber das Herz untergräbt und geraden Weges zum Selbstmorde führt. Diese Zeit war die schmerzlichste seines Lebens gewesen; sie äußerte einen entschiedenen Einfluß auf seinen Charakter. So heiter und sorglos er früher gewesen, ward er auf einmal düster und träumerisch. Jener Strahl, der seine Stirn schmückte, erlosch, er umschleierte seinen Blick und verschloß sein Herz. Mittlerweile ritt er immer weiter und schon berührte der Wind des Meeres bitter und kalt seine Lippen. Er hörte deutlicher das eintönige Geräusch der sich am Strande brechenden Wellen und nach welcher Seite er auch den Blick hinwendete, so vermochte er doch keine menschliche Wohnung zu erspähen.

Jetzt erst bemerkte er, daß er sich in dem rechten Wege geirrt hatte.

Allein, wie er war, verirrt in der ungeheuern Ebene, die sich vor ihm ausbreitete, wußte er nicht, was er thun, ob er wieder umkehren oder seinen Ritt weiter fortsetzen sollte.

Offenbar lag Mitau hinter ihm und er konnte nicht hoffen, es zu erreichen, wenn er so fortfuhr, ihm den Rücken zu kehren. Trotzdem sagte er sich, daß es vielleicht besser sei, den Weg nach Goldingen fortzusetzen, welches viel weiter war und wohin er übrigens auf jeden Fall noch Zeit genug kam.

Zum Glück für ihn sah er in dem Augenblicke, wo er sich diesen Betrachtungen überließ, gerade am Ende des Weges, auf welchem er sich befand, gegen den grauen Nachthimmel die Gestalten dreier Reiter, die auf ihn zukamen. Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt weiter. Nach einer Viertelstunde hatte er die drei Reiter erreicht. —

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," sagte er, sich in schlechtem Russisch an den wendend, der ihm am nächsten war, „könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob dieser Weg nach Mitau führt?"

„Es kommt drauf an, wie man es nimmt," antwortete der Angeredete in leichtem, scherzendem Tone, „für den Augenblick befindet Ihr Euch auf dem Wege nach Goldingen."

„Ich danke Euch tausendmal für Eure Gefälligkeit,"

fuhr der junge Mann fort, ohne auf den Ton zu achten, in welchem die Antwort gegeben war und indem er zugleich den Antwortgeber höflich grüßte, „Eure Güte macht mich so dreist, an Euch noch die fernere Frage zu richten, ob es nicht hier in der Nähe eine Herberge giebt, in der ich die Nacht zubringen könnte.“

„O ja,“ antwortete der Gefragte, „gleich das erste Haus, wenn Ihr nach Goldingen hineinkommt; in drei Stunden werdet Ihr dort sein.“

Und der Reiter wollte seinen Weg weiter fortsetzen, als die Bewegung, die er machte, den Zügel seines Pferdes anzuziehen, seinen Mantel ein wenig auseinander fallen ließ und der junge Mann bemerkte, daß er eine französische Uniform trug.

Bei diesem Anblicke konnte er einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken und ritt näher an den Reiter hin.

„Der Zufall leistet mir einen Dienst, der meine Wünsche weit übersteigt,“ sagte er diesmal in gutem Französisch, „und es bleibt mir jetzt nur noch eins zu wünschen übrig, nämlich daß diese Begegnung für Euch ebenso angenehm sein möge, als sie es für mich selbst ist.“

Kaum hatte der junge Mann die hier angeführten ersten Worte ausgesprochen, als in der Gesinnung der drei Reiter eine plötzliche Veränderung vorging.

„Ein Franzose,“ riefen sie alle zu gleicher Zeit, indem

sie ihre Pferde anhielten und den jungen Reisenden neugierig umringten.

„Ich bittte um Verzeihung, mein Herr," sagte hierauf der, welcher schon gesprochen hatte, „ich hätte dies gleich an der Art und Weise merken sollen, wie Ihr das Russisch spracht; ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich in meinen Antworten nicht höflicher gewesen bin, aber in diesem verteufelten Lande weiß man ja niemals, ob man auch wirklich mit Menschen zu thun hat."

Nach einigen weitern, rasch ausgetauschten Redensarten begannen die jungen Leute über das Thema zu sprechen, welches sie alle beschäftigte — das gemeinsame Vaterland.

„Und Ihr kommt aus Frankreich?" fragte der Erste.

„Beinahe geraden Wegs," antwortete der Unbekannte.

„Und wie lange ist es, daß Ihr es verlassen habt?" setzte der Zweite hinzu.

„Ungefähr drei Monate."

„Und seit diesen drei Monaten seid Ihr auf der Reise?"

„Ohne einen einzigen Tag ausgeruht zu haben."

„Aber," hob der Erste wieder an, „der Aufenthalt in Mitau ist gerade nicht etwas sehr Angenehmes; ohne Zweifel wollt Ihr Euch auch nicht des Vergnügens wegen dahin begeben."

„Mein Gott, ich habe wirklich kein anderes Ziel bei meinen Reisen, als mich zu zerstreuen."

„Seid Ihr an Jemand empfohlen?"

„Ja, allerdings."

„Und besitzt dieser Jemand hier einen hinreichenden Einfluß, um Euch Zutritt in die französische Gesellschaft zu verschaffen?"

„Daran zweifle ich sehr," antwortete der junge Mann mit einem traurigen Lächeln, „denn die Person, welche mich bei der französischen Gesellschaft empfehlen soll —"

„Ist vielleicht ein Russe?" unterbrach ihn einer der drei Reiter."

„Ganz recht."

Während die jungen Männer so mit einander plauderten, waren sie auf der Straße nach Mitau weiter geritten. Bei der letzten Antwort des Unbekannten machten sie alle wieder Halt.

„Mein Herr," sagte sogleich der Offizier, „es soll Niemand sagen, daß ein Franzose nach Mitau gekommen sei und daß wir ihm nicht die Honneurs am Orte unserer Verbannung gemacht hätten. Da Gott uns heute auf seltsame Weise zusammengeführt, so ist dies gewiß nicht in der Absicht geschehen, daß wir uns als Fremde trennen sollen."

Hier machte der Offizier eine Pause und sagte dann mit einer gewissen ernsten Feierlichkeit, welche der Lage der Dinge vollkommen angemessen war:

„Mein Herr, hier zu meiner Linken seht Ihr den

Grafen de Sivry, ersten Kammerherrn des Grafen von Mitau, zu meiner Rechten den Marquis de Louvain, Sekretair desselben. Beide — dafür bürge ich — werden sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus machen, sich zu Eurer Verfügung zu stellen. Was mich betrifft," setzte der Offizier hinzu, indem er dem Unbekannten auf zugleich rührende und anmuthige Weise die Hand entgegenstreckte, „so braucht Ihr, wenn Ihr, nachdem Ihr mich heute verlassen, einmal nach Mitau kommt, das Band unserer Bekanntschaft fester zu knüpfen wünscht, nur nach dem Vicomte de Chadeul zu fragen und Ihr werdet in ihm einen zuverlässigen und ergebenen Freund finden."

Der Unbekannte drückte mit dankbarer Rührung die Hand, welche der Vicomte de Chadeul ihm entgegenhielt.

„Ich weiß nicht," antwortete er, in einem Tone, welcher Zeuge seiner innigen Rührung war, „ich weiß nicht ob es mir beschieden sein wird, mich mit Euch näher bekannt zu machen, als es in diesem Augenblicke geschehen ist, aber was auch kommen und wohin auch das Schicksal mich führen möge, so könnt Ihr überzeugt sein, daß ich in meinem Herzen das Andenken an diese Begegnung bewahren werde, um Euch ewig für das freundliche Entgegenkommen zu danken, welches Ihr mir bewiesen."

Es waren vier Söhne Frankreichs, alle vier durch die Verbannung in ein fernes Land geworfen und durch

einen Zufall dreihundert Meilen weit von ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande zusammengeführt.

Die drei Edelleute fragten sich nicht, ob der junge Mann, den sie auf diese Weise aufnahmen, ihnen an Geburt gleichstehe; es war ihnen in diesem Augenblicke genug, daß er ihnen an Bildung gleich stand. Der Vicomte de Chadeul untersuchte nicht einmal, ob dieser Unbekannte seiner Freundschaft würdig sei; ihm genügte, daß er ihm in einer bekannten und beliebten Sprache die seinige angetragen hatte. Wäre dieser junge Mann auch von einer der ihrigen ganz entgegengesetzten Partei gewesen, so würden sie ihn doch mit derselben Freundlichkeit empfangen haben, denn, wie ein berühmter Redner unserer Zeit gesagt hat, das Unglück macht leicht Freunde.

Der Unbekannte seinerseits konnte sich nicht einer heimlichen Sympathie erwehren, die ihn gebieterisch zu dem Vicomte de Chadeul hinzog. Es lag so viel Courtoisie und Liebenswürdigkeit in den gewinnenden Worten des jungen Edelmanns, so viel Offenheit und Redlichkeit in seinem wohlgebildeten Gesicht, daß er eine lebhafte Freundschaft für diese ritterliche Natur faßte und er gefiel sich in dem Gedanken, daß er einmal diesen Mann sich zum Freunde machen könne. Für ihn, der bis jetzt so allein und einsam im Leben gestanden hatte, war eine solche Begegnung ein großes Glück und er versprach sich Alles zu thun, was

ihm möglich wäre, damit sie die gewünschten Resultate zur Folge hätte.

Mittlerweile hatten sich die vier Reiter wieder auf den Weg gemacht und der Vicomte, welcher die kleine Truppe führte, schlug bald darauf einen Querweg ein, um die Einförmigkeit der Landstraße zu vermeiden.

Sie kamen demzufolge an einen Hohlweg, an dessen Rändern kümmerliche, blätterlose Gesträuche standen, die bald ganz verschwanden.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen sie wieder auf einen ziemlich freien Platz heraus, wo sie Halt machten.

„Dies," sagte der Vicomte von Chadeul, indem er den Unbekannten auf eine prachtvolle Besitzung aufmerksam machte, die sich zu ihrer Linken ausstreckte, „dies ist die Wohnung des Mannes, der die Gabe besitzt, die französische Gesellschaft, welche in Mitau wohnt, ein wenig aufzuheitern. Ich werde Euch in diesem Hause vorstellen und Ihr könnt Euch dann selbst überzeugen, daß ihm nichts fehlt, was das Leben glücklich machen kann."

„Dieses Schloß hat in der That das Ansehen einer fürstlichen Wohnung," sagte der Unbekannte.

„O die Russen verstehen sich auf die Bequemlichkeiten des Lebens sehr gut."

„Es wohnt also ein Russe hier?" fragte der junge Mann. —

„Allerdings."

„Und wie heißt er?“

„Fürst Hartzoff.“

„Hartzoff!“

„Kennt Ihr ihn?“

„O ja.“

„Vielleicht ist es der, an welchen Ihr empfohlen seid.“

„Allerdings.“

„Das macht sich ja immer besser, mein lieber junger Freund,“ fuhr der Vicomte de Chadeul fort, „der Fürst Hartzoff ist im Stande, Euch das Leben angenehm zu machen und überdies werdet Ihr bei ihm eine Person finden, welche, ich bin dessen gewiß, sehr viel dazu beitragen wird, Euch auf andere Gedanken zu bringen.“

„Und wer ist diese Person?“

„Seine Tochter.“

„Der Fürst Hartzoff hat eine Tochter?“

„Das reizendste Geschöpf, welches aus den Händen Gottes hervorgegangen ist, mein lieber Freund; alle Gardeoffiziere schlagen sich um sie und ich selbst will Euch nicht verschweigen, daß ich mehr als einen Degenstich ihr zu Ehren ausgetheilt und empfangen habe.“

„Das ist eine echt französische Manier, ihr Eure Liebe zu beweisen,“ sagte der Fremde lächelnd, „aber diese Manier würde mich nicht verführen.“

„Und warum denn?“ fragte der Vicomte erstaunt.

„Weil man bei jedem Degenstoß, den man giebt, sehr in Gefahr kommt, einen Freund zu verlieren."

„Bah," entgegnete der Vicomte, „dergleichen Affairen sind nicht gefährlich; man trifft die Brust, aber man berührt niemals das Herz."

Und indem er dies sagte, wollte er sein Pferd wieder in Trab setzen, als er plötzlich wieder Halt machte, als ob ihm schnell etwas einfiele.

„Pardieu!" rief er, „eben denke ich daran, daß der Fürst Hartzoff nicht in Mitau ist. An dem Tage unserer Abreise nach Goldingen ist er auf seine Besitzungen zurückgekehrt und Ihr braucht daher eigentlich gar nicht weiter mitzureiten."

„Glaubt Ihr?" fragte der Unbekannte.

„Ich bitte Euch," sagte der Vicomte, „hier abzusteigen. Der Fürst wird sehr erfreut sein, Euch zu sehen, denn er macht gern die Honneurs seines Hauses und Ihr werdet vollauf Zeit haben, Bekanntschaften zu machen, ehe Ihr nach Mitau kommt."

„Ich glaube der Rath ist gut, um so mehr, als ich von meiner Reise sehr ermüdet bin."

„Nun gut, so ist die Sache abgemacht; schlagt diesen kleinen Fußsteig ein, geht immer gerade aus und in einer Viertelstunde werdet Ihr an das Thor des Schloßgartens pochen."

Der junge Mann war, die Wahrheit zu gestehen, durchaus selbst nicht abgeneigt, seine Reisegefährten zu verlassen, wäre es auch nur auf einige Augenblicke gewesen. Zunächst fürchtete er, ihnen endlich lästig zu werden und dann fühlte er wirklich das Bedürfniß, sich zu sammeln und allein zu sein, um die Ereignisse des Tages zu überdenken und neben einander zu ordnen.

Nachdem er von seinen Freunden Abschied genommen und ihnen nochmals versprochen, sie in Mitau zu besuchen, drückte er dem Vicomte de Chadeul die Hand und betrat den kleinen Fußsteig, den dieser Letztere ihm bezeichnet hatte.

So ging er einige Zeit weiter und hörte dann und wann noch den Hufschlag der sich entfernenden Pferde. Nach Verlauf der von dem Vicomte angegebenen Zeit gelangte er an die Wohnung des Fürsten Hartzoff.

In diesem Augenblicke, und als er im Begriff stand, den schweren Klopfer aufzuheben, der an der Thür hing, glaubte er die Blätter der Bäume, die ihn umgaben, von der Berührung eines fremden Körpers rauschen zu hören und er sah bei dem undeutlichen Scheine des Mondes langsam einen Schatten an der Mauer hinschleichen, welche den Park des Schlosses umgab.

Er blieb stehen.

Der Mensch, welcher auf diese Weise an der Mauer

hinschlich, trug die Kleidung eines russischen Leibeigenen, — eine mit Pelz besetzte Mütze bedeckte seine Stirn und machte, bis in die Augen herabgezogen, seine Züge fast ganz unsichtbar. Unglücklicher Weise strauchelte er, als er an der Mauer hinaufkletternd, den obern Rand derselben erreichte und die Mütze fiel nach außen, während der Mensch selbst nach innen von der Mauer herunterstürzte. —

Diese Bewegung war für den Unbekannten hinreichend, um in dem Menschen, der so eben verschwunden war, den Leibeigenen Dimitri erkennen zu lassen.

Ohne zu wissen warum, fühlte er einen eiskalten Schweiß auf seine Stirn treten; er fragte sich mit Entsetzen, welche Rolle in diesem Lande der Leibeigene spielte, welchen er so eben dem Tode entrissen und erschrack über die Energie dieses Menschen, der mit einer beinahe tödtlichen Wunde am Körper sich doch so wenig aus dem Leben machte, daß er eine so gefahrvolle Kletterei versuchte. —

Jedoch beim Herabfallen von der Mauer hatte dieser Mensch wahrscheinlich ein Glied gebrochen. Der junge Mann hörte nur auf das Gefühl des tiefen Mitleids, welches sich in diesem Augenblicke in seinem Herzen regte und ohne zu bedenken, daß er den Leibeigenen in's Verderben stürzen konnte, indem er ihn retten wollte, eilte er ihm zu Hilfe.

Er pochte rasch an die Thür.

Augenblicklich hörte er schnelle Schritte kommen und gleich darauf öffnete sich langsam die Thür und ein Mensch erschien auf der Schwelle.

Dieser Mensch war Dimitri selbst.

Drittes Kapitel.

Eine sonderbare Gastfreundschaft.

Als der junge Mann den Leibeigenen ihn mit gleichzeitig sanfter und naiver Miene grüßen sah, fühlte er sich von einem finstern Schrecken ergriffen.

Er fragte sich mit Entsetzen, wer dieser Mensch sei, der mit einer so gefährlichen Leichtigkeit alle Rollen übernehmen und spielen konnte, und das Mitleid, welches sich in seinem Herzen geregt, verschwand sofort, um dem Mißtrauen und Argwohn Platz zu machen.

Er prallte zwei Schritte zurück und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Gürtel, in welchem zwei geladene Pistolen stacken.

Der Leibeigene aber schien diese Bewegung weiter gar nicht zu beachten; er grüßte den Unbekannten nochmals und forderte ihn durch eine Geberde auf, einzutreten. Dieser Letztere sah sich argwöhnisch um, horchte, ob er nicht

noch Jemanden kommen hörte und dann als ob er sich plötzlich schämte, so lange zu zögern, und einen raschen Entschluß gefaßt hätte, überschritt er die Schwelle des Thores und trat in den Park.

„Fürst Hartzoff?“ fragte er, sobald als er eingetreten war.

„Der Fürst Hartzoff ist im Schlosse, mein Herr,“ antwortete der Leibeigene; „wenn Ihr mir folgen wollt, so will ich Euch an einen Ort führen, wo Ihr ihn erwarten könnt.“

Der Unbekannte stieg vom Pferde, übergab Dimitri den Zügel und ging neben ihm her.

Der Park, in welchen er so eben eingetreten war, hatte nichts gerade Bemerkenswerthes; übrigens war der Unbekannte zu lebhaft erregt und viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um an etwas Anderes zu denken, als an diese Reihenfolge von seltsamen Auftritten, denen er seit einigen Stunden beigewohnt hatte.

Diese Ereignisse hatten ihn überrascht; in jedem Augenblicke fühlte er sich unwillkürlich zusammenfahren; das geringste Rauschen des Windes in den Bäumen, der leiseste Vogelruf, das Murmeln des über sein Kieselbett hinrieselnden Baches — Alles trug bei, ihn in jener unbestimmten Unruhe zu erhalten, die er bis jetzt vergebens abzuschütteln versucht hatte.

Zuweilen glaubte er zwischen den Bäumen lange,

weiße gespenstische Gestalten hin- und hergleiten zu sehen; noch öfter bildete er sich ein, neben oder hinter sich einige geheimnißvoll im Schatten ausgetauschte Worte zu hören und dann sträubte sich sein Haar empor, seine Hand faßte krampfhaft den Griff seiner Pistolen und sein Blick suchte zu errathen, was in dem Herzen des Leibeigenen vorging.

Als er aber bemerkte, daß die gespenstischen Gestalten nur in seiner überreizten Einbildungskraft existirten, daß die geheimnißvollen Worte mit dem Winde davon flogen, der leicht die Wipfel der Bäume beugte, als er endlich in das sanfte, ruhige und gefaßte Gesicht Dimitri's blickte, da war er nahe daran, über seine eigene Angst zu lachen, schob die Pistolen wieder fest in den Gürtel und schritt muthig und gefaßt weiter.

Dimitri verlor mittlerweile keine der Bewegungen des Unbekannten aus den Augen. Wenn Letzterer wie von eisigem Schrecken ergriffen, plötzlich stehen blieb, so blieb Dimitri ebenfalls stehen; wenn der Unbekannte mit der Hand nach dem Gürtel fuhr und seine Pistolen faßte, so ahmte der Leibeigene schnell diese Bewegung nach, indem er mit der Hand unter seine Kleider fuhr, wie um eine verborgene Waffe zu suchen und als endlich der junge Mann, noch von einiger Aufregung zitternd, sich wieder auf den Weg machte, da flog ein fahles Lächeln über die Lippen seines schweigsamen Begleiters, der fast unbemerkbar die Achsel zuckte und ebenfalls weiter schritt.

Bis diesen Augenblick waren sie neben einander hergegangen, ohne ein Wort zu wechseln. Der Unbekannte war durch diese Abwechselung von Angst und Trotz tief erregt und Dimitri hielt Ohr und Auge offen. Der erstere ward jedoch dieses Schweigens, welches ihn drückte, überdrüssig, auch glaubte er, daß eine Unterhaltung mit seinem sonderbaren Führer ihn seine Furcht vergessen lassen würde.

„Ihr gehört wohl zum Haushalte des Fürsten Hartzoff," sagte er zu Dimitri, indem er seine Züge betrachtete, welche der Mond in diesem Augenblicke beleuchtete, „und Ihr kennt seine Wohnung gut, da Ihr Euch nicht scheut, zu einer solchen Stunde der Nacht die Mauern zu übersteigen."

Diese directe Frage schien Dimitri sichtbar verlegen zu machen; er schlug die Augen nieder und antwortete in dumpfem Tone:

„Ich bin der Leibeigene des Fürsten Hartzoff, mein Herr." —

„Dann läßt der Fürst Euch viel Freiheit," fuhr der Unbekannte fort, „und ich glaube, man würde nicht viel Herren finden, welche geneigt wären, dergleichen nächtliche Ausflüge gutzuheißen."

„Der Fürst heißt sie auch nicht gut," wendete Dimitri ein. „Wenn er sie kennte, würde er sie streng verbieten." —

„Fürchtet Ihr denn nicht, daß er sie erfahre?"

„Ich fürchte, daß er sie verbiete — das ist Alles.“

In Dimitri's Tone lag eine gewisse Wildheit, welche seinen Worten einen ganz eigenthümlichen Anstrich von Kühnheit und Keckheit gab. Der Unbekannte fand ein ganz besonderes Vergnügen darin, diese Sprache von so rauher Form zu hören, welche von dem Gedanken dessen, der sie führte, nichts verhehlte.

Diese düstere Energie gefiel ihm. Sie glich einem bitteren Duft von Leiden, welcher ihm das Gehirn einnahm und ihn wider Willen berauschte. Er fühlte sich von einem tiefen Mitleiden mit der Verzweiflung ergriffen, welche aus der ganzen Haltung dieses Menschen sprach. Er liebte seine Wildheit, seine Keckheit und sogar jene Art von Widerwillen, welche er ihm einzuflößen schien.

„Ihr habt wohl viel gelitten,“ sagte er endlich nach einigen Augenblicken des Schweigens, veranlaßt durch das Erstaunen, welches durch die letzten Worte des Leibeigenen in ihm erweckt worden war; „ich begreife, welche Bitterkeit und Galle in Eurem Herzen wohnen muß. Die Lage der Leibeigenen dieses Landes ist beklagenswerth, aber jeden Tag thut die Civilisation einen Schritt nach dieser Seite hin und es wird nicht lange dauern, so wird Euer Loos sich gebessert haben.“

Das Lächeln, welches einen Augenblick vorher auf Dimitri's Lippen sichtbar gewesen war, kam wieder zum Vorschein.

„In Bezug auf die Verbesserungen, die man uns verspricht, sind wir sehr ungläubig," antwortete er, „und wir haben auch das Recht, es zu sein. Wir sind sehr oft hintergangen worden und haben bei den Vornehmen und Reichen nichts gefunden, als Haß und Verachtung."

„Aber so sind sie doch nicht alle."

„Alle."

„Ihr könntet Euch täuschen und ungerecht sein."

„Wir werden dies niemals so sehr sein, als sie es gegen uns sind."

Der Unbekannte blieb stehen.

Und so wie er dieses Gespräch weiter fortsetzte, erschrack er immer mehr über die Tiefe, bis zu welcher die Verzweiflung dieses zermalmte Herz untergraben hatte.

„Dimitri war ganz gewiß kein gewöhnlicher Mensch. Es hatte ohne Zweifel ganz eigenthümlicher Umstände bedurft, daß er sich auf diese Weise in einer Lage befand, für welche die Natur ihn nicht geschaffen hatte.

Unser junger Unbekannter betrachtete ihn einen Augenblick mit einem Gemisch von Neugier und Unruhe und als er diese offene Stirn, dieses intelligente Auge, diese ganze Physiognomie sah, welche in hohem Grade die wilde Freimüthigkeit und Redlichkeit des Wilden athmete, fragte er sich mit Entsetzen, warum Gott dergleichen Widersprüche in der Natur geschaffen und zur Büßung welches Verbrechens dieser Mensch so grausam behandelt ward.

Für ihn, jung und noch unter dem Einflusse der ersten Eindrücke des Lebens, gab es hier ein Räthsel zu errathen und sein glühendes Herz suchte begierig die Auflösung.

Jedoch wollte er nicht, daß es schien, als billige er den Haß, den Dimitri, wie er sagte, gegen die Reichen hegte und nachdem er allmählig jenes Gefühl sanften Mitleids, welches einen Augenblick lang sein Herz erschüttert, hatte verlöschen lassen, antwortete er in einem ernsten Tone, welcher eine Klugheit und Weisheit verrieth, die man von dem Alter dieses jungen Mannes noch nicht erwartet hätte:

„Was Ihr da sagt, Dimitri, ist weder gerecht noch großmüthig. Ich begreife wohl, daß die Menschen Euch in Euren edelsten Gefühlen grausam verletzt haben; ich begreife bis zu einem gewissen Punkte, daß der Durst nach einer schrecklichen Rache in Eurem Herzen tiefe Wurzel geschlagen hat und daß nur der Tod dieselbe herausreißen kann. Wenn aber Gott Euch die Leiden der Geistesbildung beschieden, wenn er, indem er das kostbarste Geschenk, welches er dem Menschen gegeben, die Freiheit, Euch versagt, Eurer Stirn das unauslöschliche Siegel seiner göttlichen Hand, die Bildung des Geistes, aufgedrückt hat, damit dereinst Niemand Euch zurückstoße, wenn Ihr Euern Antheil an den Gütern dieser Welt beansprucht, so wäre es von Euch mehr als Undankbarkeit, es wäre Bosheit, wenn Ihr auf dem Grunde Eures Herzens jenen Haß bewahren wolltet, dessen Gährung durch Euer Alleinstehen

befördert worden ist. Die Ergebung in das Schicksal ist edel und ein Beweis von dem Muthe derer, welche leiden; Zorn und Verzweiflung aber dienen nur dazu, Euch zu verblenden und eines besseren Looses unwürdig zu machen. Uebrigens sind, wie ich Euch schon gesagt habe, nicht alle Menschen denen gleich, die Ihr kennt; mehr als einer wird Mitleid mit Eurer unglücklichen Lage haben und wenn ich selbst bei Euch mehr wahre Größe und ein lebhafteres Gefühl für das Menschengeschlecht, welches Euch bis jetzt von sich zurückgestoßen, zu finden hoffen könnte, so würde ich, obschon ich nicht reich bin, doch keinen Anstand nehmen, Euch aus Eurer Knechtschaft loszukaufen und Euch ein besseres Loos zu bereiten. Wenn Ihr wollt, Dimitri, so braucht Ihr nur ein Wort zu sagen und der Fürst von Hartzoff wird — ich bin dessen gewiß — auf meine Bitte gern einwilligen, Euch die Freiheit zu geben."

Dimitri, welcher bis jetzt mit düsterer Bitterkeit die Worte des Unbekannten angehört hatte, fühlte plötzlich den Haß in seinem Herzen sich beschwichtigen und die Heiterkeit wieder auf seiner Stirn erscheinen. Eine seltsame Freude glänzte in seinen Augen; er sah sich furchtsam und verlegen ringsum und legte dann die Hand auf das Herz, wie um dasselbe nicht allzustürmisch klopfen zu lassen.

„Euer Anerbieten ist das eines edelmüthigen Mannes," antwortete er mit vor Bewegung zitternder Stimme, „und ich nehme es mit Dankbarkeit an. Gott verfügt

über uns nach seinem Gefallen und meine Stunde ist noch nicht gekommen; wenn aber die Umstände mich auch heute noch nöthigen, Euer gütiges Anerbieten zurückzuweisen, so werde ich deswegen nicht weniger das Andenken an die Theilnahme, die Ihr mir bezeigt, ewig bewahren und was Ihr auch gesagt haben möget, so werde ich weder undankbar noch schlecht sein. Ihr befindet Euch hier in einem Lande, welches Ihr nicht kennt und dieses Land wird von entsetzlichen Leidenschaften zerrissen — hütet Euch davor, junger Mann! — Für den Dienst, den Ihr mir geleistet und ehe wir uns auf immer trennen, will ich Euch noch einmal das wiederholen, was ich Euch schon bei unserer ersten Begegnung sagte: — Wohin Ihr auch gehen möget, sehet Euch wohl um — welches Wort Ihr auch aussprechen möget, sprecht es so leise aus, daß kein menschliches Ohr es erreichen und kein Mund es wieder sagen kann — haltet immer die Augen offen und das Herz verschlossen!“

Während dieses Gespräches waren sie an die Thür eines Kiosks gelangt, der mitten in dem Parke lag, den sie so eben durchschritten hatten. Dimitri deutete auf das kleine elegante Gebäude und sagte:

„Gern hätte ich Euch für diese Nacht ein anderes Lager angewiesen, als dieses hier, aber zu dieser späten Stunde und nach dem Wege, den wir gemacht haben, würde mir dies unmöglich sein. Indessen vergeßt nicht, daß Ihr, indem Ihr den Fuß auf die Schwelle dieses

Hauses setzet, darin große Gefahren zu bestehen haben werdet und daß eine einzige Unvorsichtigkeit Euer Leben auf's Spiel setzen kann. Wenn wir uns jemals unter einem milderen Himmel und unter besseren Umständen wiederfinden, so wird es mir vielleicht erlaubt sein, Euch die Hand zu drücken und auf eine thätigere Weise mich für den Dienst erkenntlich zu zeigen, den Ihr mir geleistet."

Dimitri band hierauf das Pferd an einen Baum des Parks und nachdem er innig die Hand gedrückt, welche der Unbekannte ihm entgegenstreckte, entfernte er sich rasch wieder auf demselben Wege, den sie gekommen waren.

Als der Unbekannte allein war, fragte er sich, ob er an diese Thür pochen solle, hinter welcher, nach den Worten des Leibeigenen, ernste Gefahren seiner harrten; da aber nichts ihm Grund gab, zu glauben, daß Dimitri die Wahrheit gesprochen und da er überdies sich von seiner Reise sehr ermüdet fühlte und sich nach Ruhe sehnte, so hob er ohne weiteres Zögern den schweren eisernen Thürklopfer auf.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, denn die Thür öffnete sich beinahe augenblicklich.

Als die Thür sich geöffnet hatte, trat der Unbekannte ein. Niemand war da, ihn zu empfangen, aber er setzte dessenungeachtet seinen Weg furchtlos fort und kam so ganz allein und ohne Führer in einen charmanten kleinen

Salon, wo ein knisterndes Feuer in dem Kamin brannte. Eine reich besetzte Tafel stand in der Nähe des Kamins.

Der Unbekannte wußte nicht, was er von der Einsamkeit denken sollte, die in dem Kiosk herrschte, eben so wie von diesem einladenden Souper, welches eine freigebige Gastfreundschaft anzudeuten schien, aber er war so ermüdet, der Hunger begann so lebhaft sich fühlbar zu machen und er war übrigens so jung, daß er dieser stummen Einladung nicht widerstehen konnte und er beeilte sich mit der ganzen Hingebung und Sorglosigkeit eines fahrenden Ritters von dem Dargebotenen Gebrauch zu machen.

Er warf demzufolge seinen Mantel und Hut auf das Sopha, entfernte mit seiner Reitpeitsche den Staub, der seine weichen Stiefel beschmutzte und ging dann mit innigem Vergnügen auf die Tafel zu, die er noch näher an das Feuer hinschob. Da er aber trotz seiner Jugend und angeborenen Sorglosigkeit doch auch einen Fond von Klugheit besaß, der durch sein abenteuerliches Leben nur noch mehr entwickelt worden war und da das geheimnißvolle Schweigen dieser Wohnung ihm die Ermahnungen Dimitri's wieder in's Gedächtniß zurückrief, so glaubte er, ehe er sich zu Tische setzte, die Oertlichkeit genau besichtigen und untersuchen zu müssen, bis zu welchem Punkte es wahrscheinlich war, daß Gefahren hier zu befürchten seien. —

Er nahm daher einen Armleuchter, zog theatralisch

den Degen aus der Scheide urd begann die Runde in dem Salon zu machen. Er öffnete mehrere Schränke, in welchen er nur gleichgiltige Dinge fand, untersuchte mehrere in die Mauer eingesetzte Bücherbreter und blieb endlich vor einer Thür von verdächtigem Aussehen stehen, deren Schloß er nicht ausfindig zu machen vermochte. Hier mußte ohne Zweifel die Gefahr verborgen sein, wenn es eine gab und er gelobte sich selbst, diese Thür nicht aus den Augen zu lassen, da es ihm unmöglich war, das Geheimniß, welches sie zu verbergen schien, tiefer zu ergründen. „Im Grunde genommen," dachte er, indem er sich wieder an die in der Nähe des Kamins stehende Tafel setzte, „ist dies eine Todesart, an welche meine Wirthe nicht gedacht haben und ich gestehe, daß in diesem Augenblicke es die ist, die mir am unangenehmsten wäre."

Er setzte sich am Feuer nieder, legte seinen Degen quer über den Tisch, setzte sich so, daß er die geheime Thür immer im Auge hatte und begann dann sein Souper.

Um der Wahrheit treu zu bleiben, müssen wir jedoch sagen, daß er nur mit einem gewissen Argwohn die ersten Speisen kostete, die er sich vorlegte. Der Wein war aber so köstlich und die Speisen so delikat, daß er gleich bei dem ersten Glase alle seine kindischen Befürchtungen vergaß und der Mahlzeit tapfer zusprach. Nach Verlauf von fünf Minuten verursachte ihm die geheime Thür nur noch

eine leichte Zerstreuung und nach Verlauf einer Viertelstunde hatte er sie ganz vergessen.

Nachdem der Unbekannte sich einmal diesem Gefühl der Sorglosigkeit und Sicherheit hingegeben, verlängerte er seine Mahlzeit so viel als möglich und als er fertig war und zufällig die Augen in dem Zimmer umherschweifen ließ, bemerkte er mit großer Genugthuung, daß kein Gespenst sich plötzlich an die Wand placirt und daß die Thür ebenfalls sich nicht gerührt hatte. Er zuckte lächelnd die Achseln, als ob er damit die letzte seiner früheren Befürchtungen hätte beantworten wollen, warf seinen bloßen Degen weit fort, rollte die Tafel bis in die Mitte des Zimmers, schürte das Feuer wieder an, welches allmählig verloschen war und schickte sich, nachdem er die Füße auf die Kaminböcke gesetzt, an, ein Schläfchen zu machen. Er hatte gut gespeis't und es blieb ihm daher weiter nichts übrig, als gut zu schlafen. Der Schlaf entzog sich ihm eben so wenig, als die Mahlzeit und nach einigen Augenblicken des Zögerns, die ihren Grund wahrscheinlich in dem Gefühl hatten, welches ihn in dem Augenblicke befallen, als er sich zu Tische setzen wollte, neigte sich sein Kopf auf die Schulter, seine Glieder wurden schlaff und er schloß die Augen.

Kaum befand er sich einige Secunden in dieser Stellung, als die geheime Thür sich öffnete und eine Dame lautlos über die Schwelle derselben trat.

Diese Dame trug eine kleine Larve von schwarzem Sammt, welche einen Theil ihres Gesichts bedeckte. Sie schien zunächst das Zimmer, in welches sie getreten, aufmerksam zu untersuchen, dann ging sie, nachdem sie die Thür, durch welche sie gekommen, geschlossen, leise auf den Kamin zu und setzte sich neben den jungen Reisenden.

Der Sessel, auf welchem dieser letztere Platz genommen, stand so, daß sie das Gesicht des jungen Mannes nicht sehen konnte. Sie dachte einen Augenblick nach, nahm dann ein auf dem Simse des Kamins liegendes Buch und blätterte ungeduldig darin herum. Ohne Zweifel aber fühlte sie sich von dieser Unterhaltung nicht befriedigt, denn bald stand sie vorsichtig und leise auf und ging nach dem Fenster.

Die Sonne begann den Horizont mit ihren ersten Strahlen zu vergolden.

Die Dame schien nicht auf bester Laune zu sein, sie warf einen Blick nach den fernen Gebirgen und kehrte, vielleicht ohne es selbst zu wissen, durch ihre geheime Neugier bewogen, auf den nur erst verlassenen Platz neben unserem Unbekannten zurück. Dieser hatte nichts gehört — er schlief.

Viertes Kapitel.

Die Mascherata.

Als die junge Dame sich zum zweiten Male an dem Kamin in den Sessel niedersetzte, dessen Arm beinahe den des Sessels berührte, in welchem der Unbekannte ruhte, wendete ihr Blick sich langsam gegen diesen letzteren und ruhte endlich mit einer gewissen schmerzlichen Freude auf seiner weißen reinen Stirn.

So verharrte sie lange.

Sei es, daß sie von dieser Stirn, deren edler Ausdruck noch durch nichts getrübt war, auf eine Rechtlichkeit schloß, welche sie rührte; sei es, daß das seltsame Gefühl, welchem sie gefolgt war, indem sie in diesen Salon eintrat, einem anderen, ruhigeren Gefühle Platz gemacht hatte, sei es endlich, daß die Züge des Unbekannten sie der Betrachtung entrissen, in welche sie eben versunken gewesen — kurz, ihr Blick schien auf einmal von

einer unaussprechlichen Traurigkeit erfüllt zu werden; ihr Busen hob sich stürmisch und ein Seufzer, den sie nicht zurückzuhalten vermochte, starb auf ihren Lippen.

Sie nahm langsam ihre Maske ab und nachdem sie sie auf den Kamin gelegt, ließ sie langsam ihre Stirn in die Hände sinken und überließ sich ihren stummen Gedanken.

Diese Dame war von strahlender Schönheit! Ihr hoher Hals besaß die ganze majestätische Geschmeidigkeit, wie der des Schwans; ihre schön geformten Schultern stachen mit der Weiße eines schönen blaugeäderten Marmors gegen den schwarzen Sammt ihres Kleides ab. Die üppige Fülle ihres blonden Haares paßte bewundernswürdig zu der unruhigen Blässe ihrer Haut und niemals hatte der Blick einer Königin mehr Glanz und mehr wirkliche Majestät besessen, als der ihrige.

Wer sie sah, mit der Stirn in die feingeformte weiße Hand gestützt, hätte sie für eine Statue der sinnenden Betrachtung halten können.

Warum träumte sie so, gestützt auf die Armlehne ihres Sessels, warum haftete ihr Blick zuweilen mit dem Ausdrucke weicher Schwermuth auf dem leichtbelebten Gesicht des Unbekannten? Gott allein wußte es. In gewissen Augenblicken runzelte ihre Stirn sich plötzlich und ein fahler Blitz schien aus ihrem schwarzen Auge zu schießen; dann aber verschwand dieser flüchtige Eindruck sehr

bald wieder, um auf ihrem ruhigen Gesicht nur das Gepräge vollkommener Heiterkeit zurückzulassen.

Nichts vermöchte die Wirkung der Eigenthümlichkeit ihrer Züge wiederzugeben. Zuweilen beugte eine stumme Traurigkeit ihre Stirn sanft unter das Gewicht eines unbekannten Gedankens und eine Thräne glänzte unter ihrer braunen Wimper. Zuweilen zitterte ihre leicht geröthete Lippe unter dem leidenschaftlichen Drucke ihrer Zähne und dann warf sie mit einer plötzlichen stolzen Bewegung den Kopf zurück und ihre Hand strich ungeduldig den rauschenden Stoff ihres Kleides. — Endlich haftete ihr Blick sanfter und liebreicher zum letzten Male auf dem Unbekannten, um sich nicht wieder davon abzuwenden.

Eine Stunde war beinahe während dieser verschiedenen unbestimmten Bewegungen verflossen; der Tag ging allmählig immer höher am Horizonte herauf, der Schein der Lampe ward immer bleicher und immer noch hörte man nichts, als den eintönigen Schlag der Pendeluhr und das lautere Knistern des im Kamin brennenden Feuers.

Von Zeit zu Zeit machte der Unbekannte eine Bewegung; ein Mal hatte er sogar die Augen aufgeschlagen und sein Blick war dem der jungen Dame begegnet. Sei es aber, daß der Schlaf seine Vernunft gefangen hielt, sei es, daß diese Erscheinung ihm eine phantastische Geburt seiner Träume zu sein schien — er schloß sanft die

Augen wieder und versank, nachdem er die Hand auf das Herz gelegt, wieder in seinen unterbrochenen Schlaf.

Die junge Dame seufzte und ein Lächeln von unbeschreiblicher Schwermuth flog rasch über ihre Lippen.

Diese stumme Scene konnte jedoch nicht in's Unendliche so fortdauern. Schon färbte der Wiederschein der Sonnenstrahlen die Fenster mit purpurner Gluth; eine gewisse Bewegung begann draußen sich hörbar zu machen; die Lampe, welche den Saal erleuchtete, flackerte noch einige Augenblicke und verlöschte und der tieftönende Schlag der Uhr verkündete die sechste Stunde.

Der Unbekannte machte nun eine leichte Bewegung, er streckte die Arme aus, fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn und in das Haar und endlich öffnete er die Augen.

Die junge Dame hatte rasch ihre Maske wieder vorgenommen und sah ihn an.

Es war eine Scene der Ueberraschung, wie man sie zuweilen auf dem Theater sieht. Als kaum von den letzten Erregungen seines Schlafes verlassen, der Unbekannte eine Dame mit weißen Schultern von jugendlichem schlankem Wuchse und mit frischen rothen Lippen neben sich sah, glaubte er das Spiel irgend einer fieberhaften Sinnestäuschung zu sein und suchte in seinem schwachen Gedächtnisse, durch welchen durchsichtigen Dunst hindurch er schon einmal diese reizende Erscheinung gesehen. Er hatte

sie schon einmal wo gesehen — im Schlafe oder im Traume — es war ein Geschöpf seiner durch die Begier überreizten Einbildungskraft, welches der Traum ihm hier noch einmal vorführte.

Er berührte seine Augen, seine Stirn, seine Brust, und als es ihm nicht mehr möglich war zu zweifeln, als er sich auf's Bestimmteste überzeugt hatte, daß er nicht mehr schlief, daß alles Dies kein Traum war und daß die Dame, die er sah, kein Geschöpf seiner fieberhaften Einbildungskraft war, da regte sich in seinem Herzen eine seltsame Bewegung und er gedachte mit einer Art abergläubischen Schreckens der letzten Worte Dimitri's.

Er warf einen raschen Blick auf die geheime Thür; sie war verschlossen. Dann sah er sich nach seinem Degen um; derselbe lag weit von ihm. Endlich heftete er seinen Blick auf die junge Dame und ein Lächeln der heitersten Sorglosigkeit strahlte sofort auf seinem Gesicht.

„Die Wirthe dieses Hauses," dachte er, „haben mir zuerst ein herrliches Souper bereitet, dessen Andenken schon hinreicht, meine gute Laune zurückzurufen, und nun nach dem Souper schicken sie mir eine Dame, welche nach Allem, was ich sehe, ausgezeichnet schön sein muß. — Gewiß, das sind Gefahren, welchen man sich glücklich schätzen würde, recht oft zu begegnen."

Gleichzeitig drehte er sich nach der jungen Dame herum.

„Ich bitte um Verzeihung, Madame,“ sagte er in galantem und angelegentlichem Tone, „ich bitte um Verzeihung, wenn ich einige Zeit gezögert habe, Euch anzureden, aber das, was mir begegnet, ist so seltsam, daß ich in Wahrheit jetzt noch nicht weiß, ob ich wache oder träume.“

„Ihr seid vollkommen wach, Herr Herzog,“ antwortete die junge Dame mit ruhiger, sanfter Stimme.

„Herr Herzog?“ unterbrach sie der Unbekannte mit einer gewissen Bestürzung, — „Ihr kennt meinen Titel?“

„Noch mehr als diesen.“

„Meinen Namen?“

„Und Euer Vaterland.

„Aber wer hat Euch dies gesagt?“

„Vor drei Monaten waret Ihr in Frankreich, als die Regierung Euch den Befehl gab, sofort abzureisen. Ihr gingt nach Wien; dort forderte ein Freund des Fürsten Hartzoff Euch auf, Rußland zu besuchen, wo sich der Graf von Provence und sein Hof befänden. Von Natur zu Abenteuern geneigt, habt Ihr nicht die Gelegenheit versäumen wollen, ein Land zu sehen, welches Frankreich so wenig kennt und noch weniger würdigt.“

Der junge Herzog lächelte; der im Laufe des Gesprächs genannte Name des Fürsten Hartzoff hatte ihn wieder auf die Bahn der Wirklichkeit gebracht, von welcher er sich entfernen wollte.

„Ich bin gern offen, Mademoiselle," sagte er, „und ich weiß nicht, warum mein Geist sich eben in abgeschmackte Voraussetzungen verirrte. Wenn ich nicht vergessen hätte, daß ich der Gast des Fürsten Hartzoff bin, so würde ich sofort errathen, daß ich die Ehre habe —"

„Mit einer Dame zu sprechen, die Euch vollständig unbekannt ist," unterbrach die junge Maskirte den Herzog zu seinem großen Erstaunen, — „mit einer Dame, welche der Fürst Hartzoff sehr gern selbst kennen lernen möchte. — Ohne Zweifel," fuhr sie nach einer Pause von einigen Sekunden fort, „ohne Zweifel hat die Tochter des Ministers der russischen Polizei in Bezug auf Euch sehr wichtige Aufschlüsse erhalten; sie kennt mit allen geheimen Einzelnheiten Eure äußere Existenz und kann, wenn Ihr es wünscht, mit der strengsten Genauigkeit die Ereignisse erzählen, die bei Eurem Eintritte in die Welt stattgefunden haben — aber was die Tochter des Fürsten Hartzoff nicht weiß, was ich Euch sagen kann, das ist die Geschichte Eurer Gedanken Tag für Tag, von dem Augenblicke an, wo Ihr Mann geworden seid, von der Stunde an, wo Ihr die Pflicht übernommen habt, für das Wohlergehen Eurer Brüder zu arbeiten, von der Minute an, wo Ihr im Gefühle Eures Seelenadels mit der grausamen Vergangenheit derer gebrochen habt, welche sich Eure Freunde nannten!"

Der junge Herzog fiel aus einem Staunen in das

andere. Er wußte, daß die russische Polizei thätig, mächtig, unermüdlich ist und nichts hatte ihn weniger in Erstaunen gesetzt, als die Kenntniß, welche die Tochter des Fürsten Hartzoff von den verschiedenen Einzelnheiten seines Lebens haben konnte, aber seine Neugier kannte keine Grenzen mehr von dem Augenblicke an, wo er erfuhr, daß die Dame, welche mit ihm sprach, dem Fürsten eben so unbekannt war, als dieser ihm. Sein lebhaft angeregter Geist wollte sich nicht gleich nach dem ersten Treffen als besiegt erkennen und er suchte sofort die Wissenschaft, welche die Unbekannte zu besitzen vorgab, auf die Probe zu stellen. Seine fröhliche Stimmung hatte ihn jedoch deswegen nicht verlassen und mit vor Heiterkeit strahlenden Blicken hob er einen Augenblick darauf wieder an:

„Das was Ihr da sagt, setzt mich in das größte Erstaunen" — hierbei sah er die Dame scharf an, — „und, glaubt es mir, ich bin entzückt, von einer so reizenden Person so genau gekannt zu sein. Indessen, ich muß mich hier vollständig aussprechen und da Ihr einmal schon wißt, was ich denke, so könnt Ihr mir es auch nicht übel deuten, wenn ich Euch offen bekenne —"

„Daß Ihr nicht an die Wirklichkeit der Wissenschaft glaubt, die ich mir zuschreibe?"

„Ganz recht."

„Und Ihr wünscht Beweise davon zu sehen?"

„Wenn es nicht zu viel verlangt ist."

„Dann meßt Ihr also meinen Worten keinen Glauben bei?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Ihr glaubt, daß ich Euch hintergehen will?"

„Ich glaube, Madame, daß es in meinem Leben gewisse Handlungen giebt, die Gott und mir allein bekannt sind, und da ich weder an die Magie noch an Hexen glaube, so werde ich, so lange mir nicht das Gegentheil bewiesen wird, mich überzeugt halten, entweder daß Ihr mich für einen Andern haltet, oder höchstens daß Ihr durch den Reiz pikanter Enthüllungen meine Neugier habt reizen wollen."

„Ihr sprecht sehr herausfordernd."

„Und wie könnte es anders sein, Madame? Ich sitze hier ganz wehrlos, ich zeige Euch mein unverhülltes Gesicht und mein Herz, ohne für das Eine oder Andere Euren forschenden Blick zu fürchten. Ihr dagegen, Madame, scheint mir unter dieser eifersüchtigen Maske ein Antlitz entziehen zu wollen, dessen Schönheit — ich bin davon fest überzeugt — das Vertrauen in mein Herz und die Heiterkeit auf meine Stirn zurückrufen würde."

Die junge Dame antwortete nicht, sondern bewegte die Hand nach dem Gesicht und schien, indem sie mit einer graziösen Geberde die Maske abnahm, den jungen Herzog mit ihrem freien und offenen Blicke zu befragen.

„Nun, Herr Herzog," sagte sie, „werdet Ihr Euch jetzt noch weigern, an die Aufrichtigkeit meiner Worte zu glauben?"

„O, Ihr seid schön," sagte der junge Herzog, ergriffen von so viel Reiz und naiver Hingebung, und er faltete die Hände und ließ seinen geblendeten Blick auf dieser reinen und engelgleichen Erscheinung ruhen. Dann bereute er plötzlich das Mißtrauen, welches er ihr bewiesen, und seine Heiterkeit verschwand mit Einem Male, um einer sanften, schweigsamen Traurigkeit Platz zu machen. Das Lächeln auf seinen Lippen erstarb, die lebhafte Farbe seiner Wangen erbleichte und er bot der Dame mit zitternder Geberde die Hand.

„Verzeiht mir," sagte er in dem Tone eines gebrochenen Herzens, „verzeiht mir, Madame; mein Benehmen ist mehr als leichtsinnig und unbescheiden gewesen und ich muß in diesem Augenblicke dafür büßen. Ihr habt mein Mißtrauen großmüthig Lügen gestraft, und jetzt lebt in meinem Herzen nur noch die Reue, Euch verkannt, und indem ich Euch verkannte, Euch beleidigt zu haben. Verzeiht mir, Madame — ich habe aber bis jetzt so isolirt gelebt, ich habe schon so oft zu kämpfen gehabt, ich habe schon so viel in dieser Welt gelitten, in welche ich kaum eingetreten bin, daß ich wider meinen Willen gelernt habe, mißtrauisch gegen die Theilnahme zu sein, die man mir beweis't, so daß ich mich schon zuweilen versucht gefühlt

habe, die Freundschaft zurückzuweisen, die man mir angeboten hat. — Es ist das eine traurige und schmerzhafte Existenz, Madame, und ich sage Euch, ich habe, wie jung ich auch bin, schon grausame Nächte gehabt — glaubt es mir."

„Ich weiß es," antwortete die junge Dame, welche von den Worten des jungen Herzogs und dem Tone, in welchem er sie sprach, gerührt zu sein schien.

„Ihr wißt es," rief der junge Herzog mit Bitterkeit, „Ihr wißt, welch unermeßlichen Schmerz ich in mir trage, welches schreckliche Geheimniß in meinem Herzen wohnt, welche bittere Erinnerung mein Gemüth bedrückt — Ihr wißt, Madame, daß ich allein im Leben keinen andern Führer und keine andere Stütze habe, als die letzten Worte meines Vaters, dessen ich mich kaum entsinne, und die letzten Küsse einer Mutter, deren Bildniß in die tiefsten Falten meines Herzens eingegraben ist — Ach, wenn Ihr dies wißt, wer seid Ihr dann? Denn dieses Geheimniß habe ich den Blicken Aller verborgen; diese Erinnerung habe ich beinahe selbst vergessen; von diesem Schmerze habe ich Niemandem erzählt, als Gott! — O sagt es mir, Madame, sagt es mir. Es wäre dies das erste Glück, und dieses erste Glück würde ich die Freude haben, Euch zu verdanken — Euch, die ich schon wie eine Mutter liebe, wie eine Schwester — wie einen sanf-

ten Engel, den der Himmel mir geschickt hat, um meine Einsamkeit zu bevölkern und zu erhellen!“

Und indem er so redete, ergriff er die junge Dame bei den Händen, welche er mit einem beinahe wahnsinnigen Entzücken küßte.

Die junge Dame dachte nicht daran, ihm ihre Hände wieder zu entziehen und man hätte sogar glauben können, daß sie ein geheimes Vergnügen daran empfände, den jungen Herzog so von Glück und Liebe sprechen zu hören.

„Ja, mein Herr Herzog,“ sagte sie, indem sie endlich ihre Hände von dem leidenschaftlichen Drucke frei machte, welcher dieselben umfaßt hielt; „ja, ich weiß alle Eure Kämpfe, alle Eure Schmerzen und alle Eure Geheimnisse. — Es ist schon lange her, daß ich Euch in der Welt folge und von den ersten Tagen meines Lebens an hat man mich Euch kennen gelehrt und mir befohlen, Euch zu hassen.“

„Mich zu hassen!“

„Ihr habt Eure Geheimnisse, ich habe auch die meinigen — mein Leben schwebt wie das Eure, an einer ewigen Furcht und ich mußte der Jugend Eures Herzens und der Biederkeit Eures Charakters ganz sicher sein, um zu Euch zu kommen, wie ich gethan habe. — Diese Zusammenkunft muß daher ein Geheimniß zwischen uns bleiben, Herr Herzog; Ihr seht mich heute zum ersten Mal,

in einem Augenblicke werden wir uns trennen und ich zweifle, daß Gott mir zum zweiten Male die Gelegenheit geben wird, Euch wiederzusehen und mit Euch zu sprechen. — Aber in welche Stellung der Zufall Euch auch bringen möge, welche Bestimmung wir auch Beide noch zu erfüllen haben werden, so vergesset doch nie, daß Ihr in diesem undankbaren und feindlichen Lande ein Weib zurückgelassen habt, welches lange Zeit Euer Andenken bewahren und Euer Leben überwachen und schützen wird, wenn es in ihrer Macht steht, so wie sie den festen Willen dazu hat."

„Ihr verlaßt mich!"

„Ich muß."

„So bald!"

„Vielleicht bin ich schon zu lange geblieben."

„Und nun muß ich wieder in die kalte Wirklichkeit des Lebens zurückkehren."

„Habet Muth und Hoffnung."

„Und wer wird mich jetzt unterstützen?"

„Das Andenken an Eure Mutter."

„Wer wird mir meine Last tragen helfen?"

„Gott."

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein; die junge Dame war aufgestanden, hatte mit der einen Hand ihre Maske wieder ergriffen und streckte die andere dem Herzoge entgegen.

„Nein," rief dieser, „nein, Ihr verlaßt mich nicht, Ihr werdet mich wenigstens nicht so verlassen — lasset mir, wenn Ihr scheidet, einen Namen zurück, welchen ich in meinen Stunden des Zweifels und der Verzweiflung anrufen kann — einen Namen, der auf meinen Lippen bleiben würde, eben so wie Euer Andenken stets meinem Herzen tief eingegraben bleiben wird."

„Man nennt mich Georgele."

„Wohlan, Georgele, seid gesegnet immerdar, denn von diesem Augenblicke an wird ein neues Leben für mich beginnen. Fortan wird meine Existenz ein Ziel haben; ich werde nicht mehr der Freuden dieser Welt beraubt sein, und an welchen Ort ich auch gehen mag, so werde ich ein lebendiges Andenken haben, welches ich pflegen, einen süßen Namen, den ich lieben kann — lebt wohl, lebt wohl! und möge der Himmel Euch einst das ganze Glück bescheeren, welches Ihr bei Eurem Scheiden zurücklaßt."

Er drückte Georgelens beide Hände in die seinen und küßte sie mit Thränen der Freude und der Wehmuth.

„Lebt wohl," sagte Georgele noch einmal.

„Lebt wohl, lebt wohl!" wiederholte der junge Herzog.

Die junge Dame entfernte sich langsam, drückte auf eine der verborgenen Federn der geheimen Thür und ver-

schwand den Augen des Herzogs, nicht ohne sich noch einmal umzudrehen, und ihm durch eine freundliche Geberde mit der Hand nochmals Lebewohl zu wünschen.

In dem Augenblicke, wo Georgele verschwand, öffnete sich langsam die entgegengesetzte Thür und der Graf von Bergalasse, der gleich darauf eintrat, brach in ein langes, schallendes Gelächter aus.

Der junge Herzog wendete sich bleich vor Erstaunen und Zorn herum.

„Bergalasse," rief er, als er den Grafen gewahrte, der in einer grotesken Stellung auf der Schwelle der Thür stehen geblieben war,

„Ja, ich selbst," antwortete Bergalasse mit kecker Miene und schritt bis in die Mitte des Zimmers vor.

Der junge Herzog wendete ihm kurz den Rücken zu und warf sich in einen Sessel, indem er verächtlich die Achseln zuckte.

Bergalasse achtete auf diese Bewegung weiter nicht. Er schob einen Sessel an den Kamin, entledigte sich seines Mantels und seines Degens und nahm dann an dem Feuer mit einer Ruhe und Gelassenheit Platz, als ob es sich um die natürlichste Sache von der Welt gehandelt hätte.

Fünftes Kapitel.

Die Mission des Grafen Bergalasse.

Ungefähr eine Viertelstunde lang herrschte in dem Zimmer das tiefste Schweigen.

Bergalasse vertrieb sich, am Feuer sitzend, die Zeit damit, daß er in dem Feuer umherstörte und auf diese Beschäftigung eine Aufmerksamkeit zu verwenden schien, die sein Gesellschafter gleichwohl ganz unbeachtet ließ. Dieser Letztere hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt, hielt die Augen auf die Decke des Zimmers geheftet und bewunderte die gemalten Arabesken, ohne sich um das Feuer zu bekümmern, welches knisternde Funken auswarf, noch um den Grafen, der dafür sorgte, daß es nicht ausging. Nur von Zeit zu Zeit hielt Bergalasse plötzlich inne, wendete den Kopf nach der Seite, wo der junge Herzog saß, und fand ihn allemal in seiner träumerischen Stellung hart-

näckig verharrend. Dann zuckte er fast unbemerkbar die Schultern und machte sich mit philosophischer Ruhe wieder an seine Arbeit.

Jedoch, nachdem so einige Zeit vergangen war und das Feuer wieder hell aufloderte, so daß es keiner weitern Hilfe bedurfte, und der Graf sah, daß der junge Herzog nichts destoweniger keine freundschaftliche Bewegung machte, welche ein natürliches und ungezwungenes Anknüpfen der Unterhaltung gestattet hätte, so hielt er es für seine Pflicht, die ersten Schritte zu thun und dadurch dem jungen Herzog vielleicht über eine Verlegenheit hinwegzuhelfen.

Er stellte demzufolge die Feuerzange in eine Ecke des Kamins, warf sich selbst in seinen Sessel zurück, legte die Beine über einander und faltete die Hände.

Nach diesem stummen Vorspiel nahm er ungefähr folgendermaßen das Wort:

„Von dem Tage an, wo wir uns zum ersten Male begegneten, mein Herr Herzog, habt Ihr mir einen Widerwillen bewiesen, der mit der Zeit immer größer geworden ist, und der, wenn ich mich nicht täusche, heute das letzte Stadium seiner Entwickelung erreicht hat. Und doch, wenn ich nicht das Gedächtniß verloren habe, als ich das erste Mal die Ehre hatte, mit Euch zu sprechen, that ich es in der Absicht, Euch nützlich zu sein, und der erste Beweis meiner Sympathie für Euch war, daß ich Euch einen

Dienst leistete, für welchen Ihr mir damals mit großer Wärme gedankt habt."

Der junge Herzog hatte gleich bei den ersten Worten des Grafen Bergalasse sanft die Augen gesenkt, so daß er, als der Letztere mit seiner Rede fertig war, die Billigung derselben durch seinen Blick und eine Handbewegung aussprach und dann mit eben so viel Ruhe als Würde sagte:

„Das, was Ihr da erwähnet, ist ganz wahr, mein Herr."

„Vollkommen," fuhr Bergalasse fort, ohne seine nachlässige Stellung zu ändern; „vollkommen; ich hatte Euch einen Dienst geleistet, Ihr danktet mir dafür; der Dank war eben so viel werth als der geleistete Dienst; wir waren einander nichts mehr schuldig, wir waren quitt."

„Das ist meine Ansicht nicht," unterbrach ihn der junge Herzog, „die Erinnerung an den Dienst, den Ihr mir geleistet, hat mich nicht verlassen, und wenn es jemals in meinen Kräften steht, mich auf bessere Weise, als ich gethan, dafür erkenntlich zu zeigen, mein Herr, so werde ich nicht versäumen —"

„Daran zweifle ich auch nicht, mein Gott, daran zweifle ich auch nicht; ich sage blos, von dem Tage an, wo der Zufall Euch mit mir auf einen und denselben Weg geführt, habt Ihr Euch zur Pflicht gemacht, Euch von mir zu entfernen; Ihr habt mir zu verstehen gegeben,

daß meine Gesellschaft Euch unangenehm sei und alles Mögliche gethan, um mir aus dem Wege zu gehen."

„Warum folgtet Ihr mir denn so hartnäckig?" fragte der Herzog.

„Ihr machtet blos von Eurem Rechte Gebrauch, indem Ihr mich flohet, und ich von dem meinen, indem ich jede Gelegenheit aufsuchte, mit Euch zusammenzutreffen. — Uebrigens hatte ich, indem ich Euch aufsuchte, ein Interesse, welches Ihr gewiß nicht hattet, indem Ihr mich flohet."

„Ah!"

„Ein sehr großes Interesse."

„Und kann man dies erfahren?"

„Ich wüßte nicht, weshalb Ihr es nicht wissen solltet."

„Nun also — Ihr folgtet mir —"

„In der einzigen Absicht, um jede verdächtige Person von Euch entfernt zu halten und zu verhindern, daß eine unzeitige Enthüllung Euch über Eure Stellung aufkläre und Euch mit den wirklichen Verhältnissen bekannt mache."

„Ich verstehe Euch nicht."

„Desto schlimmer, Herr Herzog, denn ich kann nichts weiter sagen. Das Geheimniß, welches Euch umgiebt, ist nothwendig für die Ruhe der Personen, denen ich diene und eben so für die Sicherheit Eurer Existenz."

„Das ist das erste Mal, daß Ihr so mit mir sprecht."

„Es ist jetzt auch das erste Mal, daß Ihr mir Gelegenheit dazu gebt.“

„Warum habt Ihr mich noch nichts der Art hören lassen?“

„Das würde Alles verdorben haben, gnädigster Herr. Gott weiß wohl, was er thut, und eben der offene Widerwille, den Ihr gegen mich an den Tag legtet, war es, dem ich den Posten zu verdanken habe, welchen ich in Eurer Nähe einnehme.“

„Ihr erfüllt also eine Mission?“

„Ihr habt es gesagt.“

„Und diese Mission besteht —?“

„Darin, Euch zu folgen, Eure Schritte zu überwachen und über alle Eure Handlungen genauen Bericht zu erstatten.“

„Das ist eine sehr traurige Rolle,“ sagte der junge Herzog mit einer Geberde des Widerwillens.

„Bah!“ entgegnete Bergalasse leicht, „für gute Schauspieler giebt es keine traurige Rolle, mein Herr Herzog; wenn Ihr Euch die Mühe genommen hättet, mich kennen zu lernen, so würdet Ihr von der Rolle, die ich übernommen, eine bessere Meinung haben, denn, ich sage es mit Stolz, ich bin mit Bezug auf Euch öfter Retter als Spion gewesen.“

„Ich habe keinen Grund, dies zu glauben.“

„Und doch würdet Ihr schon seit einigen Stunden

nicht mehr existiren, wenn ich nicht auch heute über Euch gewacht hätte."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Der Leibeigene Dimitri, gnädigster Herr, steht im Rufe des besten Schützen in ganz Rußland, und in dem Augenblicke, wo ich fast aus unmittelbarer Nähe einen Pistolenschuß auf ihn abfeuerte, der ihm die Schulter zerschmettert hat ..."

„Was, Ihr waret das?" unterbrach ihn der Herzog lebhaft.

„Ich selbst, gnädigster Herr, um ihn in die Unmöglichkeit zu versetzen, Euch zu ermorden."

„Wie?"

„O, an gutem Willen fehlte es ihm nicht, das kann ich Euch versichern."

„Aber welches Interesse —"

„Ja, das ist es eben ... that is the question, wie die Engländer sagen. Wenn Ihr den Beweggrund des Hasses dieses Menschen kenntet, so würdet Ihr auch zugleich erfahren, welches Interesse ich an Euch habe, und es ist gut, wenn Ihr, wenigstens noch einige Zeit lang, eins so wenig wißt als das andere."

„Aber so erklärt Euch doch!" rief der Herzog ungeduldig, „denn ich wandle von undurchdringlichen Geheimnissen umringt, deren Sinn ich vergebens zu ergründen

suche, und jeder Augenblick vermehrt meine Unruhe, ich möchte beinahe sagen, meine Angst!“

Bergalasse setzte sich gerade und heftete auf den Herzog einen Blick, in welchem sich eine unzweideutige Freude und eine Aufmerksamkeit spiegelten, die ihm sonst nicht eigen zu sein pflegte.

„Mein Herr Herzog,“ antwortete er mit fast leiser und vielleicht geheimnißvoll klingen sollender Stimme, „erlaubt mir, Euch zu sagen, daß, wenn ich mich, in Eurem Alter, in die weite Welt hinausgestoßen gesehen hätte, wie Ihr Euch hier seht, unter denselben Umständen, wenn ich einerseits so viel Theilnahme, andererseits so viel Haß gesehen und in meinen Jünglingsjahren mit so vielen Täuschungen zu kämpfen gehabt hätte, so würde ich die wahre Bedeutung alles dessen, was mir seltsam oder unbegreiflich gewesen wäre, gesucht und auch gefunden haben. Alleinstehend in der Welt, würde ich mit Aufwendung des gehörigen Grades von Geduld, Muth und Ausdauer erforscht haben, durch welche Thür ich in dieselbe eingetreten, und welchen Rang Gott oder der Zufall mir im Voraus bestimmt. Die Mühe, die man sich giebt, Euch zu folgen, Euch auszuspähen, Eure Schritte zu zählen und Eure Handlungen abzuwägen, würde mir an Eurer Stelle schon die Augen über mich selbst geöffnet haben, und ich würde nicht warten, bis eine Offenbarung, die vielleicht niemals

erfolgt, mir das Ziel bezeichnete, nach welchem ich meine Schritte lenken müßte."

Der junge Herzog hörte Bergalasse an, fast ohne ihn zu begreifen; während er aber so vergebens suchte, den geheimnißvollen Sinn dieser Worte zu entziffern, fühlte er eine unbestimmte Neugier sich seines Geistes bemächtigen, und als Bergalasse aufgehört hatte zu sprechen, zitterte sein Herz noch von der Bewegung, die durch Bergalassens Worte erweckt worden war.

„Nicht wahr," fuhr Bergalasse fort, als er sah, welchen Eindruck seine Worte gemacht hatten, „nicht wahr, Ihr seid achtzehn Jahre alt?"

„Siebzehn, glaub' ich," antwortete der Herzog.

„Siebzehn, es sei; Ihr seid dessen nicht gewiß, ich auch nicht — Ihr seid reich?"

„Wie ein Fürst."

„Das heißt, Ihr kennt Euer Vermögen nicht."

„So ist es."

„Alle Jahre, gegen Ende des Monats Dezember erhaltet Ihr auf unbekanntem Wege, den Ihr bis jetzt noch nicht auszukundschaften vermocht habt, eine Summe, welche hinreichend ist, um einen fürstlichen Haushalt zu führen."

„Ohne Zweifel, aber woher wißt Ihr das?"

„Blos das letzte Mal hat die Summe ein wenig auf sich warten lassen, und anstatt Ende Dezember habt Ihr sie erst gegen das Ende des Januars erhalten."

„Das ist wahr, aber wer hat Euch so gut unterrichtet?"

„O, ich habe das auf die einfachste Weise von der Welt erfahren. Diesmal war ich beauftragt worden, Euch diese Summe zuzustellen, und da Ihr uns in Wien entwischtet, ohne Eure Adresse zurückzulassen, so hat sich die Zusendung nothwendig etwas verspätet."

„Ihr kennt also die Personen, die sich für mein Schicksal interessiren?"

„Habe ich es Euch nicht gesagt?"

„Seht Ihr sie zuweilen?"

„Oft."

„Freunde?"

„Ich sage nicht Nein."

„Meinen Vater vielleicht?"

„O nein, das ist unmöglich."

„Warum?"

„Euer Vater wacht vielleicht über Euch aus weiter Ferne."

„Verbannt?"

„Todt!"

Es trat ein Schweigen ein. — Der junge Herzog senkte das Haupt, und als er es wieder emporhob, sah Bergalasse eine Thräne über seine Wange herabrollen.

„Ah, es mag sein," sagte er einen Augenblick darauf, „es mag sein — Ihr habt ihn gekannt, Ihr kennt seinen

Namen ... Gott sei Dank, ich besitze noch genug Liebe und Verehrung, um sein Andenken zu achten. Sein Name?"

„Unmöglich."

„Warum?"

„Unmöglich, gnädiger Herr."

„Aber Ihr wißt ihn."

„Ohne Zweifel."

„Und Ihr weigert Euch?"

„Ich würde mich sehr freuen, wenn ich Euch in dieser Hinsicht zufrieden stellen könnte, aber es ist dies ein Geheimniß, welches ich Euch vor der Hand noch verschweigen muß."

„Aber Ihr werdet mir es noch sagen?"

„Später."

„Bald?"

„Ich weiß es nicht."

„O, Ihr seid grausam."

„Ich bin blos vorsichtig."

Der junge Mann schwieg wieder ... dann, als ob ihn plötzlich ein Gedanke durchzuckt hätte, richtete er sich lebhaft auf und ließ einen Laut der Hoffnung und Freude hören.

„Gut, gut!" rief er, „ich frage nichts weiter — das Geheimniß ist Euer — behaltet es — es kommt ja

blos auf mich an — ich weiß Jemanden, der mir es sagen wird.“

„Wer wäre das?“

„Was liegt Euch daran?“

„Wäre es vielleicht die Dame, mit welcher ich Euch hier antraf?“

„Vielleicht.“

„Georgele!“

„Ihr kennt sie auch?“

„Ich kenne alle Menschen.“

„Nun, und wenn sie es wäre?“ sagte der junge Herzog mit einer trotzigen Miene.

„Darüber werde ich Euch kein Kompliment machen,“ antwortete Bergalasse fast unhöflich und zog dabei eine wunderliche Fratze; „die Mascherate ist schön, aber sie ist falsch, und wenn Ihr noch einmal mit ihr sprecht, so rathe ich Euch, gegen die Zauberkünste dieser neuen Armide auf Eurer Hut zu sein.“

„Wer giebt Euch das Recht, so von dieser Dame zu sprechen?“

„O dies und jenes, Alles und nichts — ich habe meine Meinung, und ich glaube, sie ist gut — die Georgele hat mancherlei an sich, was mir verdächtig vorkommt, und übrigens bin ich auch beauftragt, sie zu überwachen.“

„Ihr!“

„Ja, ich — und wenn ich wissen werde, was ich

eigentlich von ihr zu halten habe, so werde ich sie Euch kennen lehren."

„Ich danke."

„Ich stehe stets zu Euren Diensten."

Bergalasse verneigte sich mit komischem Ausdruck, während der junge Herzog sich unentschlossen und ärgerlich in seinem Sessel zurückwarf.

„Ich begreife," fuhr Bergalasse fort, „daß man, wenn man einige Stunden bei einer schönen Dame zugebracht hat, nur mit Mühe sich überreden kann, daß diese Dame nichts ist als eine gewandte Kokette, und daß ihre Reize nicht einmal den Anschein eines Herzens bedecken."

„Was giebt Euch das Recht, dergleichen Voraussetzungen auszusprechen?" unterbrach ihn lebhaft der Herzog, der durch die letzten Worte aus seinem Schweigen aufgerüttelt worden war.

„Das, was ich von Georgelen weiß, gnädiger Herr," antwortete Bergalasse, „und Ihr könnt mir glauben, daß es nicht wenig ist."

„Verläumdungen!"

„O, diese sind durchaus nicht gröblicher Art, oder so, daß sie den Ruf einer Dame ernsthaft verletzen könnten, aber so wie sie sind, haben sie ihren Werth — und übrigens habe ich meine Meinung, und ich glaube, sie ist gut."

Bergalasse kreuzte die Beine, nahm nachlässig eine

Frucht vom Tische und ließ sich selbstgefällig wieder in seinen Sessel niedergleiten.

„Seht, lieber Freund," sagte er in einem leicht hingeworfenen Tone, dem es aber nicht an einer gewissen Grazie fehlte, „man muß, wenn man in der Welt auftreten will, den Muth haben, das Leben aller trügerischen Illusionen zu entkleiden, womit unsere Einbildungskraft es auszuputzen pflegt. Ich bin älter als Ihr, und besitze demzufolge auch mehr Erfahrung in den Dingen dieser Welt, und ungeachtet des sehr erklärlichen Widerwillens, den ich Euch einflöße, ermahne ich Euch doch, nicht den Rath zu verachten, den ich Euch geben kann. Europa ist in diesem Augenblicke mit Verbesserungsarbeiten aller Art beschäftigt. Ihr könnt in dem großen Drama, welches aufgeführt werden wird, eine sehr wichtige Rolle spielen und auf die Ereignisse, welche geschehen werden, einen heilsamen Einfluß ausüben. Ihr habt Eure Zukunft in Euren Händen, öffnet sie niemals, wäre es auch nur, um sie eine Secunde lang den Händen eines Freundes anzuvertrauen, noch viel weniger aber denen einer zweifelhaften Geliebten. Glaubt mir, Herr Herzog, gebt nicht Eure Zukunft für die angenehmen, aber eiteln Versprechungen einer problematischen Liebe hin und bedenkt, daß Europa, daß die Welt vielleicht, von Euch eine würdigere Anwendung Eurer Gedanken, Eurer Existenz erwartet!"

„Mein Vater! mein Vater!" murmelte der junge

Herzog, dessen unentschlossener Geist von tausend Zweifeln zerrissen ward.

„Jetzt handelt es sich nicht mehr um Euern Vater,“ antwortete Bergalasse, „um Euch handelt es sich jetzt, um Eure Brüder, um Frankreich, um Europa, um die ganze Welt. Erwacht zu einem neuen Leben und wartet nicht, um aufzustehen, auf die Rathschläge der Menschen, welche nicht immer, wie ich, die Zeit und den Willen haben, Euch deren zu geben.“

Bergalasse war, indem er dies sprach, aufgestanden; er nahm seinen Hut, seinen Degen und seinen Mantel, und ging dann auf den jungen Herzog zu, der seine Stellung nicht verlassen hatte.

„Ich gehe fort, Herr Herzog,“ sagte er mit vollkommen ruhiger und ernster Stimme, „wollt Ihr, daß wir uns zusammen entfernen?“

„Wohin geht Ihr?“

„Nach Mitau.“

„Ich bleibe hier.“

„Daran thut Ihr sehr Unrecht.“

„Es liegt mir daran, den Fürsten Hartzoff zu begrüßen und ihm für die freundschaftliche Gastlichkeit zu danken, die er diese Nacht gegen mich bewiesen hat.“

„Entschuldigt, gnädiger Herr, nicht der Fürst ist es, dem Ihr für diese Gastfreundschaft danken müßt, sondern vielmehr der Leibeigene Dimitri und die Fee Georgele.“

„Georgele! Dimitri!“

„Ohne Zweifel; der Fürst ist gestern Abend von hier abgereis't, um mit seiner Tochter nach Mitau zurückzukehren. Daraus erklärt sich, wie Georgele Euch die Honneurs dieses reizenden kleinen Pavillons machen konnte.“

„Ihr glaubt?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Ihr wißt aber sehr viel, Herr von Bergalasse.“

„Ich weiß Alles, was mir oder meinem Freunde nützlich sein kann.“

„Und Ihr erzeigt mir also wirklich die Ehre, mich unter Eure Freunde zu zählen?“

„Wenn Ihr auch nicht der meine seid, so bin ich doch der Eure,“ antwortete Bergalasse, indem er sich verneigte.

Der junge Herzog konnte sich eines Lächelns nicht enthalten; er stand auf.

„Ihr kommt also mit?“ rief Bergalasse bei dieser Bewegung.

„Ich muß wohl.“

„Wir werden zusammen reisen.“

„Wenn Ihr mir es erlauben wollt,“ sagte der Herzog, indem er sich seinerseits verneigte, wie um sich bei Bergalasse für seine Höflichkeit abzufinden.

Dieser Letztere hieb mit seiner Reitpeitsche in die Luft und drehete sich auf dem Absatze herum.

„Wohlan,“ sagte er heiter, „das ist ein Entschluß,

den ich liebe, obschon er Euch weit weniger durch den Wunsch, mit mir zu reisen, eingegeben worden ist, als vielmehr durch die Unmöglichkeit, in der Ihr Euch befinden würdet, allein den rechten Weg zu finden."

Der junge Herzog erröthete, als er sich so durchschauet sah; er beeilte sich daher, seinen Mantel überzuwerfen, seinen Degen umzugürten, und nachdem er sich noch mit seiner kleinen Reitpeitsche bewaffnet, sagte er zu Bergalasse, indem er auf die Thür zeigte:

„Herr von Bergalasse, ich bin bereit."

Bergalasse eilte nach der Thür, welche er öffnete, und sie gingen hinaus.

Einige Minuten später ritten sie auf der Straße nach Mitau.

Sechstes Kapitel.

Die Tochter des Fürsten Hartzoff.

Ungefähr vierzehn Tage waren nach den in den vorstehenden Kapiteln erzählten Ereignissen verflossen.

In einem der Zimmer des Hotels des Fürsten Hartzoff zu Mitau saß ein junges Mädchen in der Nähe des Fürsten selbst und schien mit gespannter Aufmerksamkeit die Rede anzuhören, welche der Fürst ihr hielt.

Der Fürst Hartzoff, Minister der kaiserlichen Polizei, war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren und bot in seiner ganzen Person den vollständigsten Typus des ächten Russen dar. Er war klein, ein wenig dick und von rohen, fast abstoßenden Gesichtszügen. Sein glatter, nackter Schädel hatte seit kurzer Zeit das volle, üppige Haar verloren, welches früher eine seiner schönsten Zierden gewesen war. Seine dicken Lippen verriethen einen offen-

baren Hang zu niedrigen Ausschweifungen, worauf auch schon sein dicker, fleischiger Hals hindeutete.

Etwas Auffallendes in der Physiognomie dieses Mannes war die außerordentlich bewegliche Lebhaftigkeit seiner Augen, deren Ausdruck kein Pinsel wiederzugeben vermocht hätte. Sein Blick hatte etwas von der mißtrauischen Schlauheit der Katze und der kalten Bosheit der Schlange ... es war gleichzeitig das grausame Stieren des Geiers und die tückische Gluth des Tigers. — Es herrschte um diese eigenthümliche Persönlichkeit eine gewisse Atmosphäre, welche zuletzt Alles, was in ihre Nähe kam, erstarren machte.

Der Fürst war übrigens ein unvergleichlich geschickter Mann. Er war auf den schwierigen Posten, den er einnahm, durch seine Schlauheit und Schmiegsamkeit gelangt und erhielt sich auf demselben durch seine Gewandtheit. In dem Augenblicke, wo wir ihn auf der Bühne unserer Erzählung erscheinen lassen, stand er auf seinem Posten so fest, daß Niemand gewagt haben würde, ihm denselben streitig zu machen.

Der Fürst stand neben seiner Tochter, den Ellnbogen auf den Kamin gestützt und den Blick auf den Teppich geheftet, der den Fußboden bedeckte.

Seine Haltung hatte etwas ganz besonders Steifes; sein Blick war hart und streng.

„Das war es, was ich Dir zu sagen hatte, Laïs,"

sagte er endlich und begleitete diese Worte mit einer kurzen, trockenen Geberde; „es würde mich sehr betrüben, wenn Du nicht die ganze Bedeutung meiner Worte begriffest und die Unzulänglichkeit meiner Bitten mich nöthigte, Dir Befehle zu ertheilen, denen Du dann wohl gehorchen müßtest."

Das junge Mädchen, welches nachlässig mit einem kleinen Riechfläschchen spielte, das von ihrem reichen Armbande herabhing, zuckte die Schultern, klopfte wiederholt mit der Spitze ihres grünen Pantoffels auf den Fußteppich und antwortete ruhig, ja sogar ohne sich die Mühe zu geben, die Augen aufzuschlagen:

„Ich habe Euch schon gesagt, was ich von Euern Bitten und der Moralität Eurer Absichten denke. Ich habe den festen Willen, nicht von dem Benehmen abzugehen, welches ich bis jetzt eingehalten habe und Ihr kennt mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich gewohnt bin, auch das zu thun, was ich sage."

„Das ist Dein letztes Wort?"

„Es ist mein letztes Wort."

„Dann habe ich Dir weiter nichts zu sagen."

„Eben so wie ich Euch weiter nichts zu entgegnen habe." —

Der Fürst unterdrückte eine heftige Bewegung des Zorns, biß sich auf die Lippen, ging einige Mal im Zimmer auf und ab und öffnete endlich nach einigen Augen-

blicken des Zögerns schnell die Thür und ging hinaus, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Die junge Dame hatte nicht die geringste Bewegung gemacht; blos als sie das Geräusch der sich schließenden Thür vernahm, wendete sie den Kopf langsam nach der Richtung, in welcher ihr Vater verschwunden war, lächelte fast unbemerkbar, zuckte die Achseln und ließ sich, nachdem sie leise die Klingelschnur gezogen, die an der einen Seite des Kamins herabhing, nachlässig wieder in ihren Sessel zurückfallen.

Die Tochter des Fürsten Hartzoff war ein Urbild von Anmuth und Zartheit. Sie zählte damals achtzehn Jahre. Ohne gerade schön zu sein, besaß sie doch Alles, was bei dem Weibe den Blick unwiderstehlich anzieht und das Herz bezaubert.

Sie war klein, von biegsamem, geschmeidigem Wuchse. Ihre lebhaften Augen, die gleichwohl zugleich eine unaussprechliche Sanftheit besaßen, schienen in gewissen Augenblicken ihr anmuthiges Gesicht zu erleuchten. Wenn sie lachte, so öffneten sich ihre beiden rosigen Lippen auf bezaubernde Weise, um eine doppelte Reihe blendender Zähne sehen zu lassen. Kurz, Alles, bis auf die, Lebhaftigkeit und Eigensinn verrathende Form ihrer Nase gab ihrer Physiognomie etwas Feines, Gewandtes und Geistiges.

Laïs hatte bis zu jener Zeit an dem russischen Hofe gelebt. Noch jung, hatte sie ihre Mutter schon lange ver-

loren. Sie hatte sich ihre Erziehung selbst gegeben und war entfernt von ihrem Vater aufgewachsen, den seine Geschäfte gänzlich in Anspruch nahmen. Die Personen, von welchen ihre Kindheit umgeben gewesen war, besaßen keine der nothwendigen Eigenschaften, um sie zu überwachen, ihre ersten Schritte zu leiten und die ersten Eindrücke, welche sie empfing, zu berichtigen.

Laïs hatte daher sich selbst genügen müssen und diese Stellung hatte in ihr frühzeitig die glücklichen Instinkte der Intelligenz, des Scharfsinns und der Willenskraft entwickelt, womit die Natur sie ausgestattet hatte.

Man hatte sie als Kind gesehen, man sah sie plötzlich als Jungfrau wieder und schon im Besitz jener vortrefflichen Kunst, welche gewöhnlich nur das Ergebniß einer langen Erfahrung im Leben der vornehmen Welt ist. Und sie handhabte mit Leichtigkeit und Eleganz die Sprache, die Geberden und das Urtheil jener Gesellschaft, welche sie blos in ihren Kindheitsträumen gesehen.

Schon bei den ersten Schritten, die sie in dieser Welt that, welche der Rang ihres Vaters und der Name ihrer Mutter ihr öffneten, errieth man in ihr sogleich eine auserwählte Natur, eine jener Organisationen, welche zum Herrschen geschaffen sind, und alle, selbst die Frauen neigten sich vor dieser Königin, welche so gebieterisch Besitz von ihrem Throne nahm.

Diese Macht, welche Laïs anfangs durch die äuße-

ren Reize erwarb, womit der Zufall sie begabt hatte, wußte sie durch ihr besonnenes und den Umständen angemessenes Benehmen zu bewahren. Sie ging kühn auf das Ziel los, ohne Umwege zu suchen; sie übersprang kühn die Hindernisse, welche die Welt ihr auflegte und als sie gewahrte, daß sie das Joch der Knechtschaft, welches die Frau bei ihrer Geburt empfängt, abgeschüttelt hatte, blickte sie, ohne zu erbleichen, sich um und untersuchte ohne Furcht die Wirkung, welche ihre Handlungsweise hervorgebracht hatte.

Die ganze Gesellschaft war ihr auf das eroberte Gebiet gefolgt und sie sah von allen Seiten nur dankbare Blicke und hörte nichts als enthusiastischen Beifall.

Von diesem Tage an erst war sie wirklich die Königin der Welt, welche sie bewundernd umgab! — Trotzdem machte ihr Benehmen sehr bald Aufsehen und gab vielleicht einigen Anstoß. Die Frauen, welche zurückgeblieben, in Folge dieser Bewegung sich isolirt und abgeschnitten sahen — einer Bewegung, welche die ganze Salonwelt von Petersburg und Moskau zu Anhängern der jungen Fürstentochter gemacht hatte — jene Frauen, sagen wir, nahmen nicht ohne Groll die neue Stellung ein, die man ihnen anwies und sie rächten sich dafür, indem sie den Argwohn Derer erweckten, welche ein Rest von Scham zurückgehalten hatte und die der allgemeinen Bewegung fern geblieben waren.

image
not
available

fugten Lauscher zu fürchten standen, trat sie ein, schloß die Thür rasch hinter sich und lief mehr als sie ging, auf ihre junge Gebieterin zu.

„Ihr habt geklingelt, Mademoiselle," sagte sie, indem sie in der Entfernung von einigen Schritten vor der Tochter des Fürsten stehen blieb; „ich glaubte, Monseigneur wäre bei Mademoiselle, sonst hätte Mademoiselle überzeugt sein können, daß ich sie nicht allein gelassen haben würde."

„Mein Vater ist so eben fort," antwortete Laïs; „wir sind allein, Du kannst daher diesen ehrerbietigen Ton bei Seite setzen und mit mir reden, wie Du nach meinem Willen mit mir gewöhnlich sprichst. Uebrigens bin ich heute etwas verdrießlich und bedarf der Zerstreuung."

„Monseigneur ist also streng gewesen?"

„Er hat versucht, es zu sein."

„Und ohne Zweifel hat er seine Tochter unterwürfig und reuig verlassen?"

„Er hat sie sehr gelangweilt verlassen."

„Na, na, Mademoiselle, von einer solchen Kleinigkeit darf man sich nicht um die gute Laune bringen lassen. — Ein Vater, der Moral predigt — ach, pfui doch! — Ihr seid wirklich zu gut. — Laßt mich machen und denkt nicht weiter daran — denkt vielmehr an die Fête des heutigen Abends, von welcher alle Welt spricht und wo, wie man sagt, die französische Aristokratie beisammen sein wird."

„Was liegt mir daran!“

„Mein Gott, ich weiß wohl, daß die französische Aristokratie im Ganzen genommen sehr wenig interessant ist, aber im Einzelnen — im Einzelnen ist es etwas Anderes.“

„Du glaubst?“

„Wißt Ihr es nicht selbst?“

„Und wie willst Du, daß ich es wisse?“

„Mein Himmel, wenn ich von den Einzelnheiten der Aristokratie spreche, so meine ich zum Beispiel den Marquis de Lauvan.“

„Das ist ein Unbesonnener!“

„Oder den Grafen de Sivry.“

„Das ist ein Geck.“

„Oder den Vicomte de Chadeul.“

„Das ist ein Raufbold!“

„Ei, ei, Ihr seid ja heute sehr streng, Mademoiselle, aber nehmt mir es nicht übel, ich theile Euern Geschmack nicht. Die Unbesonnenen haben auch ihren Reiz, die Gecken sind oft sehr schöne Reiter, die Raufbolde sind auch nicht zu verachten, ganz besonders wenn sie sich um unsertwillen raufen.“

„Aber die Leute, welche Du da genannt hast, haben einmal nicht meine Sympathie.“

„Es giebt noch andere.“

„Ich kenne sie.“

„Nicht alle.“

„Wenigstens habe ich sie gesehen.“

„Möglich.“

„Soll ich mich vielleicht mit denen beschäftigen, welche mein Vater nicht empfängt?“

„Warum nicht?“

„Krautjunker aus der Provinz — pfui!“

„Dessenungeachtet —“

„Dessenungeachtet befindet sich darunter einer, Mademoiselle, ein feiner, charmanter, liebenswürdiger Cavalier, den Ihr noch niemals gesehen, den Ihr kennen zu lernen sehr große Lust habt und der heute Abend bei der Fête des Fürsten Hartzoff sein wird.“

„Du reizest meine Neugier. ...“

„Das wußte ich schon.“

„Wie heißt denn Dein schöner geheimnißvoller Cavalier?“ —

„Der Herzog. ...“

„Er ist in Mitau?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Und Du hast ihn gesehen?“

„Oft.“

„Er ist hübsch?“

„Liebenswürdig.“

„Und Du glaubst, daß er diesen Abend kommen werde?“ —

„Ich zweifle nicht daran.“

„Wer hat es Dir gesagt?“

„Der Graf von Bergalasse.“

Laïs betrachtete ihre Zofe mit Erstaunen. Es war dies das erste Mal, daß dieser Name Bergalasse an ihr Ohr schlug.

„Ein neuer Emigrant?“ fragte sie mit Lebhaftigkeit.

„Ich weiß es nicht.“

„Woher kennst Du ihn?“

„Er beehrt mich mit seiner Güte.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich will sagen, daß der Graf von Bergalasse in dem Hause des Fürsten Hartzoff Jemanden bedarf, der ihm gute Aufschlüsse über Alles giebt, was darin vorgeht und daß er mich zu diesem Amte auserwählt hat.“

„Und Du hast ein solches Amt angenommen?“

„Er bezahlt gut.“

„Du verräthst Deine Herrin für das Gold eines Fremden?“

„Ich verrathe Niemanden, sondern diene vielmehr Jedermann.“

„Dessenungeachtet —“

„Dessenungeachtet — bin ich viel zu alt, um nicht schon lange zu wissen, daß es, wenn man eine Hand öffnet, nicht absolut nöthig ist, die andere zuzumachen und wenn ich, während ich den Grafen von Bergalasse befriedige,

zugleich auch meiner Herrin dienen kann, so glaube ich, es verliert Niemand etwas dabei, während ich auf alle Fälle gewinne."

„Erkläre Dich deutlicher."

„Es ist sehr leicht zu begreifen. Der Graf von Bergàlasse gebrauchte einen Spion. Für das Gold, welches er mit vollen Händen ausstreuet, würde er unter den Dienern des Schlosses ohne Mühe einen Verräther gefunden haben. Ich hielt es daher für das Klügste, diese Angelegenheit in meine Hände zu nehmen. Wir haben auf diese Weise einen Verräther weniger und in der Person des Grafen einen Freund mehr."

„Du bist ein gescheidtes Mädchen."

„Ich glaube wenigstens, Euch schon einige Beweise davon gegeben zu haben."

„Ohne Zweifel — ohne Zweifel — aber das ist es nicht, um was es sich jetzt handelt; — Du sagtest, der Herzog wäre in Mitau?"

„Seit vierzehn Tagen."

„Warum hat er meinen Vater nicht besucht?"

„Er ist bei ihm gewesen."

„Der Fürst hat mir nichts davon gesagt."

„Er hatte vielleicht seine Gründe dazu."

„Das gilt gleich; ich werde ihn sehen, ich muß ihn sehen, in seinem Interesse, in dem meinen; es ist schon so lange, daß ich den Augenblick erwarte, ihn zu sehen."

„Er wird diesen Abend kommen, wie man sagt."

„Wer sagt es?"

„Der Vicomte de Chadeuil."

„Er kennt ihn?"

„Sie sind sehr genau bekannt."

„Ah! und was sagt er noch von ihm?"

„Mein Himmel! seh- viel."

„Sprich! sprich!"

„Man sagt, der junge Herzog wolle sich in Mitau niederlassen."

„Warum?"

„Weil er sich verliebt hat."

„In wen?"

„In eine Dame, die er nur einen Augenblick lang gesehen, an welche er aber, wie man sagt, ein glühendes Andenken bewahrt."

„Und diese Dame?" fragte Laïs ungeduldig.

„Er hat sie nur maskirt gesehen."

„Die Mascherata!"

„Sie selbst."

Die Fürstentochter und die Zofe schwiegen. Es war gleichsam ein Schweigen der Furcht. — Laïs hatte die Augen niedergeschlagen und ward bleich. Die Zofe schlug plötzlich ein lautes Gelächter auf, so daß ihre Gebieterin erschrocken zusammenfuhr.

„Worüber lachst Du?" fragte diese letztere, indem

sie zugleich einen kalten Schauer über ihre Schultern rieseln fühlte.

„Ich lache, Mademoiselle,“ antwortete die Zofe, „über Euch, über mich und über die Mascherata —“

„Ueber mich und Dich magst Du lachen, mein Kind, aber der Mascherata darf man nicht auf diese Weise begegnen — sie ist eine boshafte Person und besitzt eine furchtbare Macht.“

„Bah!“

„Du glaubst nicht daran?“

„Ich lache darüber.“

„Schweig.“

„Ich sage noch mehr: Wenn ich die Tochter des russischen Polizeiministers wäre, so hätte ich mich schon längst einer so gefährlichen Nebenbuhlerin entledigt.“

„Einer Nebenbuhlerin!“

„Ohne Zweifel — oder ist sie es nicht, die seit einigen Monaten in Mitau alle Gemüther beschäftigt? Jedermann spricht von ihr, Jeder wünscht sie zu sehen und Niemand wagt, sie festnehmen zu lassen.“

„Auf welche Weise denn?“

„Durch die Gensd'armerie.“

„Aber wo?“

„Ueberall.“

„Das ist eben das Schwierige, denn die Mascherata

hat von ihrer teuflischen Kunst die Gabe erhalten, sich unsichtbar zu machen."

„Das sind Ideen, über welche die französische Polizei — das schwöre ich Euch — sich genauere Auskunft erbitten würde."

Lisette hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ein plötzliches Pochen an der einen Thür des Salons die Aufmerksamkeit der Beiden in Anspruch nahm.

Lisette lief auf ein Zeichen ihrer Gebieterin sogleich hinzu, hatte aber kaum die Thür geöffnet, als sie erschrocken und einen lauten Schrei ausstoßend zurückprallte.

„Die Mascherata!" rief Laïs, welche sich bei dem von Lisette ausgestoßenen Schrei herumgedreht hatte.

Und sie blieb unbeweglich, stumm, mit gefalteten Händen und wie versteinert durch diese seltsame und unerklärliche Erscheinung stehen.

Mittlerweile that die Mascherata einige Schritte nach der Mitte des Zimmers, näherte sich langsam Laïs, legte ihre marmorne Hand auf die zitternde Schulter der Fürstentochter und sagte mit fester, klarer Stimme:

„Laïs, der Herzog wird heute Abend in den Salons des Fürsten sein — in Eurem eigenen Interesse fordere ich Euch auf, nicht mit ihm zu sprechen!"

Siebentes Kapitel.

Ein Ereigniß.

Der Fürst Hartzoff bewohnte in Mitau einen Palast, dessen Aeußeres sehr bescheiden aussah, dessen Inneres aber er mit königlicher Pracht auszustatten gewußt hatte.

Die Salons waren groß und in einem Style erbaut, dessen Strenge mit der verschwenderischen Eleganz um den Vorrang stritt. Prachtvolle Säulenköpfe von geschnitztem Holz, große Vasen von Porphyr oder Malachit, Antiken von außerordentlichem Werthe, Gemälde der besten niederländischen Meister — kurz, Alles was Luxus und Bequemlichkeit erfordern, fand sich hier.

Die Ausschmückung der Wohnzimmer war von Laïs selbst geleitet worden, und ihre ganze liebenswürdige und anmuthige Persönlichkeit hatte sich darin wiedergegeben. Besonders das Schlafzimmer der jungen Dame war ein Muster in seiner Art.

Eine schwere Tapete von grünem Sammt bekleidete die Wände des Zimmers, und ward an jeder Falte durch ein prächtiges Emailbild festgehalten, welche Scenen aus dem Leben der Heiligen des russischen Kalenders darstellte. Eine Pendeluhr von seltsamer Form ruhte auf dem Kamin von weißem Marmor zwischen zwei etruskischen Vasen, in welchen Lisette stets frische Blumen unterhielt. Ein dicker Teppich ließ das Geräusch der Tritte verstummen, während gleichzeitig die doppelten Vorhänge von Sammt und Mousselin die Strahlen einer in den Sommertagen allzu glühenden Sonne auffingen. Des Nachts verbreitete eine marmorne, an einer langen goldenen Kette herabhängende Lampe in diesen wonnigen Räumen einen wollüstigen Schein, der in den wogenden Draperieen des Bettes verschwamm.

Die Salons des Ministers Hartzoff wurden übrigens von der französischen Aristokratie besucht, welche die Verbannung in dieses ferne Land geworfen, so wie von allen den Mitgliedern der russischen Aristokratie, welche der Einfluß der Ereignisse, sich dem Fürsten zu nähern, zwang, oder welche eine platonische Bewunderung zu seiner Tochter hinzog.

Zwei Mal wöchentlich füllte das Haus des verbannten Prinzen die Salons des Ministers, und hier mitten unter jungen, geputzten, lachenden Frauen und leichtsinnigen, geistreichen, jungen Männern wurden die großen Ge-

schicke des revolutionairen Frankreichs verhandelt, so wie die nicht weniger wichtigen Angelegenheiten der in den letzten Zügen liegenden Emigration.

Die russische Aristokratie hatte nichts dagegen, diesen französischen Adel in ihrer Nähe zu sehen, von welchem man in der Welt so viel sprach, und der französische Adel fühlte sich glücklich, in diesem undankbaren Lande, welches sich so oft ungastlich gegen ihn gezeigt hatte, einen Augenblick mitten unter Festen und Vergnügungen, welche ihnen eine oft beklagte Vergangenheit zurückriefen, die düstern Gedanken an die Zukunft zu vergessen.

Viele jener jungen Leute, welche das Haus des verbannten Fürsten ausmachten, hatten, erzogen in der Schule des Unglücks, und in der Verbannung aufgewachsen, oft das entfernte Vaterland beweint, und lebhaft die Rückkehr in ihr Heimathsland gewünscht. Gern hätten sie der französischen Revolution das Opfer der Hoffnungen gebracht, mit welchen man ihre Kindheit eingewiegt, sowie der Zukunft, die sie sich selbst versprochen hatten. Sie waren nahe daran, zu glauben, daß das Volk Recht habe, und daß einige wenigstens niemals hätten einwilligen sollen, das Ausland um die Hilfe einer blutigen Intervention anzugehen. — Waren sie wohl strafbar, die; indem sie Frankreich verließen, blos ihren Vätern, ihrem Fürsten gefolgt waren, und sollte der Parteihaß

nicht vor denen stehen bleiben, welche sich nur aus kindlicher Liebe oder aus religiöser Treue entfernen?

An diesem Abend konnte der Fürst Hartzoff mit einem gewissen Stolze die Menge betrachten, welche seine Salons füllte. Niemals hatte sich ein blendenderer Anblick den Augen eines erfreuten Wirthes dargeboten. — Ueberall gab es die liebenswürdigsten Gesichter, die glänzendsten Toiletten, die berühmtesten Namen, die hochtrabendsten Titel. Kein Zwang war in den Blicken zu bemerken, keine Sorge auf den Stirnen; das Lächeln thronte auf allen Lippen, die Heiterkeit auf allen Gesichtern, Greise und junge Mädchen, junge Männer und alte Frauen — alle hatten sich in einem und demselben Gefühle vereinigt, und der Gram der Vergangenheit war wenigstens für den Augenblick in ihren Herzen in den Hintergrund getreten.

Ein besonders auffallender Umstand bei dem französischen Adel im Auslande war, daß ungeachtet der Wirksamkeit der durch die Männer der Republik zu Stande gekommenen Ereignisse doch Niemand wagte, den Verbannten den Werth ihrer Titel und das Ansehen ihres Ranges streitig zu machen. Jeder beeiferte sich im Gegentheil, ihnen die Ehre zu erweisen, die ihnen gebührte — ein lobenswerther, großmüthiger Eifer, denn die Achtung, welche dem Unglück gebührt, ist eine in Aller Herzen tiefgefühlte Religion.

Der Vicomte de Chadeul, der Marquis de Louvain, der Graf von Sivry waren angekommen und umgaben bereits die junge Laïs, welche sie durch ihre witzigen Einfälle zu unterhalten suchten.

Indem diese drei jungen Edelleute Nebenbuhler wurden, waren sie deswegen nicht weniger gute und treue Freunde geblieben, und abgesehen von einigen Degenstichen, die sie sich wechselseitig beim Beginne ihrer Liebschaft beigebracht hatten, war ihr Verhältniß durch die Art von immerwährender Feindseligkeit, in welcher sie die Anwesenheit der schönen Laïs erhielt, keineswegs alterirt worden.

Der Graf von Bergalasse war ebenfalls schon in den Salons erschienen, und hatte gleich bei seinem Eintritt, in Folge seiner angeborenen Jovialität, die Gunst der ganzen Versammlung zu erringen gewußt.

Der Graf war auch in der That fähig, alle Rollen zu spielen, er besaß eine vortreffliche Meinung von sich selbst, die ihn niemals, selbst nicht unter den schwierigsten Umständen, verließ, und in den gemeinsten Kneipen, wie in den vornehmsten Palästen wußte er sich stets auf bewundernswürdige Weise so zu benehmen, wie es der Zeit und dem Orte angemessen war. Uebrigens hatte ihn Fürst Hartzoff ganz besonders gnädig empfangen, und sich die Mühe genommen, ihn selbst den vornehmsten Personen des Hofes von Mitau vorzustellen.

Der Graf von Bergalasse hatte also als wirklicher Triumphator die gefüllten Säle durchschritten, und kam mit strahlender Miene in das kleine Boudoir, in welchem Laïs und ihr kleiner Hof sich befanden. Er hatte sie noch nicht begrüßt, und wünschte ebensowohl aus einfacher Neugier als aus geheimen persönlichen Beweggründen sich der jungen Dame zu nähern, von welcher Lisette ihm ein so verführerisches Bild entworfen hatte.

Nicht als ob der Graf in die Schönheit verliebt gewesen wäre, unter welcher Form dieselbe sich ihm auch darbieten mochte, aber seit seiner Ankunft in Mitau hatte er vergebens eine Gelegenheit gesucht, Laïs zu begegnen, und da diese Gelegenheit sich jetzt ihm zum ersten Male darbot, so wollte er dieselbe nicht ungenützt vorbeigehen lassen. Uebrigens ward er vielleicht zu dieser Begegnung noch durch einen andern geheimnißvollen Grund getrieben, der nur Laïs und ihm bekannt.

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß Laïs ihn nicht sobald am Horizont hatte auftauchen sehen, als sie ihn an der von Lisette gemachten Beschreibung erkennend, sofort jedem ihrer Anbeter einen besondern Auftrag ertheilte, der ihre augenblickliche Abwesenheit erheischte, und als der Graf in das Boudoir trat, fand er die junge Dame allein.

Der Graf begriff sofort, daß er erwartet ward, und

mit seiner ihm eigenthümlichen Anmaßnng dachte er, er komme auch nicht anders als erwünscht.

Erfüllt von dieser Idee, welche seine gewohnte Dreistigkeit noch erhöhte, blieb er, sich verneigend, zwei Schritte vor Laïs stehen, welche ihm mit stolzer Gönnermiene seinen Gruß zurückgab.

„Ich bitte um Verzeihung, Mademoiselle,“ sagte der Graf, sich aufrichtend, „wenn ich so lange gezögert habe, meine Huldigungen zu Euern Füßen niederzulegen, aber das Gedränge in den Salons und die wahrhaft rührende Freundschaft des Fürsten —“

„Habt doch die Güte, Platz zu nehmen,“ unterbrach ihn Laïs mechanisch, indem sie zugleich mit ihrem Fächer auf einen Sessel deutete, der ungefähr zwei Schritte von dem ihrigen entfernt stand.

„Ich danke tausend Mal,“ sagte Bergalasse, indem er sich setzte; „schon längst, Mademoiselle, habe ich gewünscht, mich Euch zu nähern. Mitau hallt von Eurem Ruhme wieder, und ich muß gestehen, daß —“

„Seid Ihr schon lange hier, Herr Graf?“ unterbrach ihn Laïs, ohne zu beachten, was er sagte.

„Vierzehn Tage, Mademoiselle,“ erwiderte Bergalasse, ein wenig verletzt durch den Mangel an Aufmerksamkeit, den man ihm bewies, ohne jedoch das Geringste von seiner Dreistigkeit zu verlieren. — „Ach, ich habe seit meiner Ankunft schon mancherlei gesehen. — Mitau ist

ein reizender Aufenthalt, Dank der ritterlichen Gastfreundschaft des Fürsten Hartzoff, und der verbannte Hof muß sich freuen, hier —“

„Und werden Sie noch lange in unserer Stadt verweilen?“ fragte die junge Dame.

„Das kommt auf die Umstände an,“ antwortete Bergalasse; „man weiß wohl, wenn man ankommt, aber man weiß niemals, wenn man wieder abreis't.“

„Warum das?“

„Nun, mein Gott, das Leben besteht aus einer Menge von unerwarteten Zufällen — man kann niemals auf die Zukunft rechnen — es sind die Ereignisse, welche die Menschen vorwärts treiben.“

„Es scheint, als ob die französische Revolution Euch wenigstens vorwärts gebracht hätte, Herr Graf,“ sagte Laïs mit einer gewissen zweifelhaften Betonung.

„Wie versteht Ihr das?“ fragte Bergalasse ein wenig unruhig.

„Lieber Gott — doch still,“ sagte Laïs, „wir sind hier in der Mitte einer zahlreichen Gesellschaft, und können jeden Augenblick unterbrochen werden; trotzdem haben wir das Bedürfniß, uns zu sprechen und —“

„Ich fühle das Bedürfniß, Ihnen zu sagen,“ unterbrach sie Bergalasse seinerseits, „daß ich noch niemals so viel Geist und Liebenswürdigkeit mit einander vereinigt gefunden habe.“

„Ich sage nicht Nein, Herr Graf, und in jedem andern Augenblicke würde ich vielleicht die Muße haben, Euch zu sagen, was ich davon denke — für den gegenwärtigen Augenblick aber treiben die Ereignisse uns vorwärts — Ihr höret, ich bediene mich Eurer Ausdrücke — und ich bin der Meinung, daß wir wohl thun werden, uns zu verständigen, bevor die Gesellschaft uns in die Unmöglichkeit versetzt hat, es zu thun.“

„Ich suche zu begreifen,“ sagte Bergalasse, „weshalb Ihr durchaus unserem Gespräche einen ernsten Ton zu geben sucht; ich versichere Euch, daß ich für meine Person die Nothwendigkeit davon noch nicht sehe.“

„Das wird sich finden,“ entgegnete Laïs in einem trocknen Tone, welcher Bergalasse überraschte, und das selbstgefällige Lächeln, welches auf seinen Lippen thronte, verschwinden ließ, — „das wird sich finden, zweifelt nicht daran — und ich habe eine viel zu gute Meinung von Eurer Gewandtheit und Eurem Verstande, um nicht überzeugt zu sein, daß einige Worte hinreichen werden, Euch über den Stand der Dinge klar werden zu lassen.“

„Nun wohlan,“ sagte Bergalasse in scherzendem Tone.

„Wohlan,“ wiederholte Laïs, „und vor allen Dingen, Herr Graf, werdet Ihr nicht vergessen, daß ich die Tochter des Fürsten Hartzoff bin.“

„Glücklicher Vater," murmelte Bergalasse in demselben Tone.

„Es sei! Glücklicher Vater, wenn Ihr so wollt. Ihr wißt auch, daß der Fürst Hartzoff Minister der russischen Polizei ist, und habt Euch gewiß zuweilen gefragt, ob die Tochter nicht vielleicht einige der Geheimnisse erhascht hat, welche nur für ihren Vater bestimmt sind."

„Die dazu erforderliche Schlauheit traue ich Euch schon zu."

„Desto besser, Herr Graf; diese Ueberzeugung wird Euch nicht unnütz sein; es ist sehr gut, wenn man die Leute kennt, mit welchen man zu thun hat."

„Bis jetzt aber sind unsere Beziehungen nur —"

„Unsere Beziehungen, Herr Graf, beginnen gegenwärtig, und werden in einigen Minuten beendet sein. Ehe wir uns aber trennen, empfinde ich das Bedürfniß, Euch zu sagen, daß ich Euch vollkommen genau kenne."

„Sonderbarer Zufall!"

„Daß ich weiß, wer Ihr seid, und daß ich den Betrag der Summen erfahren habe, welche Ihr aufwendet, um zu erfahren, was bei mir vorgeht."

„Wirklich!"

„Es ist, wie ich Euch sage."

„Nun, und —?"

„Und nun ersuche ich Euch, ein anderes Mittel zu probiren und einen andern Spion ausfindig zu machen.“

„Das wird sehr leicht sein.“

„Ich wünsche es Euch.“

„Also damit sind unsere Beziehungen zu Ende?“ fragte Bergalasse, im Tone komischer Verzweiflung.

„Noch nicht, Herr Graf.“

„Ah, das ist noch nicht Alles?“

„Ich habe Euch noch um einen Dienst zu bitten.“

„Einen Dienst? Mich?“

„Einen Dienst, Euch, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß Ihr mir ihn nicht verweigern werdet.“

„Ihr könntet Euch täuschen.“

„Ich glaube es nicht.“

„Und von welcher Art wäre der Dienst, den Ihr von mir verlangt?“

„Er ist sehr einfach. — Es giebt in diesem Augenblicke in Mitau eine Person, deren Gegenwart mich genirt, und welche ich so bald als möglich sich entfernen zu sehen wünschte.“

„Dann könnte doch der Minister —“

„Der Minister kann hierin nichts; die Person steht sehr gut mit dem Minister.“

„Zum Teufel, aber dann sehe ich wirklich nicht, wie —“

„Ihr kennet die Person, um welche es sich handelt, vollkommen.“

„Ah!“

„Und ich bin überzeugt, daß sie in Bezug auf ihre Abreise von hier keinem andern Rathe Gehör schenken wird, als dem Euren.“

„Nun, und diese Person ist — ?“

„Der Graf von Bergalasse.“

„Ich!“

„Ihr selbst.“

Der Graf von Bergalasse dachte einen Augenblick nach, ohne etwas von seiner Zuversicht zu verlieren. Er berechnete wahrscheinlich die Möglichkeiten, welche ein Kampf ihm gewähren könne, und wog eigennützig den Werth der Worte ab, welche Laïs gesprochen.

Diese letztere aber hatte weder die Zeit, noch die Geduld, das Ergebniß seiner Betrachtungen abzuwarten.

„Ich bemerke eben von hier den Vicomte de Chadeul,“ sagte sie plötzlich in lebhaftem Tone; „wenn Ihr allzulange zögert, zu irgend einem Entschlusse zu kommen, Herr Graf, so werde ich mich in die grausame Nothwendigkeit versetzt sehen, ihn um seinen Beistand und Schutz zu bitten. — Was habt Ihr beschlossen?“

„Ich habe beschlossen, abzureisen,“ antwortete Bergalasse, „aber ich bedarf dazu eines Vorwandes.“

„Ich werde Euch denselben liefern.“

„Bald?“

„In einer Stunde.“

„Ich werde Euch also wiedersehen?“

„Ohne Zweifel, und ich will hinzufügen, daß Ihr, wenn Ihr mir dienen wollt, anstatt mein Feind zu werden, Euch durchaus nicht über mich zu beklagen haben sollt.“

„Ich sehe ein, daß es nur ersprießlich sein kann, Euch zu gehorchen.“

„Und Ihr werdet gehorchen?“

„Mit Enthusiasmus.“

„Ich glaube nicht an den Euren.“

„Aus Scharfsinn.“

„Dieses Wort habt Ihr irgendwo gelernt.“

„Nun denn, aus Eigennutz.“

„Das gefällt mir besser.“

Bergalasse stand auf.

„Also in einer Stunde,“ sagte er, indem er grüßte, um Abschied zu nehmen.

„In einer Stunde.“

„Und was habe ich dann zu thun?“

„Der Person zu folgen, welche ich Euch bezeichnen werde.“

„Und diese Person ist —?“

„Die Mascherata.“

Bergalasse lächelte, verneigte sich abermals und entfernte sich dann, indem er seinen Platz dem Vicomte

de Chadeul und dem Marquis de Louvain einräumte, welche eben eintraten.

Aber diese waren es nicht, welche Laïs zu sehen wünschte; es war dies vielmehr der junge Herzog, dessen Ankunft Lisette ihr gemeldet, dessen Gegenwart aber sich noch durch nichts zu erkennen gegeben hatte.

Der junge Herzog war übrigens in diesem Augenblicke weit entfernt, an die Tochter des Fürsten Hartzoff zu denken.

Zu der Soirée des Ministers eingeladen, hatte er sich durch den Vicomte de Chadeul bereden lassen, mit hinzugehen. Gleich bei seiner Ankunft war er von der schlaffen Atmosphäre, die in den Salons herrschte, unangenehm berührt worden und schon ermüdet; nachdem er den Fürsten begrüßt hatte, hatte er sich beeilt, sich in ein einsames Zimmer zurückzuziehen, in welches das Geräusch der Unterhaltung und die erstickende Hitze der Salons noch nicht hatte eindringen können.

Hier hatte er sich auf ein Sopha geworfen, und allein, den Kopf in die Hand gestützt und die Füße nachlässig über einander gelegt, überließ er sich jenen tausend Kinderträumen, welche gewöhnlich seine Einsamkeit bevölkerten.

Von Zeit zu Zeit ging ein frisches, junges Mädchen, einen leisen Ruf, halb der Ueberraschung, halb der Auf-

forderung ausstoßend, durch das Zimmer, und sein Herz erwachte, er schlug die Augen auf und folgte lange mit seinem Blicke der anmuthigen Erscheinung, welche sich bald in den Menschenfluthen verlor, welche durch die Salons braus'ten.

Aber beinahe eben so schnell fiel er in seine Träumerei zurück, und dann war es ein anderes, ernsteres und nicht weniger schönes, strengeres und nicht weniger verführerisches Bild, welches wie ein Lichtstrahl die künstliche Nacht durchzuckte, die er um sich geschaffen.

Er fühlte sein Herz sich unter dem Einflusse eines noch ungekannten Glückes erweitern. Nie, seitdem er sich seines Daseins bewußt war, nie hatte er einen solchen Eindruck empfunden. Alles was er in seinem Leben geliebt, Alles, was er betrauerte, Erinnerungen der Kindheit, Erinnerungen des Jünglingsalters, Alles ging an seinen erfreuten Blicken vorüber, und diese anmuthigen Phantome nickten ihm im Vorüberziehen freundlich grüßend zu.

Allmählig verhallte das Geräusch der Festlichkeit, die Salons leerten sich, und als er aus seinem langen Hinbrüten erwachte, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß die benachbarten Säle beinahe verlassen waren, und daß die erschöpften Lampen nur noch einen sterbenden Schimmer um ihn verbreiteten.

Er stand auf.

Dieses lange Nachdenken, dieser lange glückliche Traum hatte ihn entnervt und ermüdet. Er fuhr sich mit der Hand in das Haar und über die Stirn, ergriff seinen Hut, der neben ihm auf dem Sopha lag, und that einige Schritte, um sich zu entfernen.

In diesem Augenblicke, und als er eben im Begriff stand, die Schwelle des Boudoirs zu überschreiten, in welchem er während der ganzen Soirée verweilt hatte, vernahm er das Murmeln eines entfernten Gespräches, in welchem er wiederholt seinen Namen nennen zu hören glaubte.

Dies bewog ihn, seinen Weggang aus dem Hotel des Fürsten noch aufzuschieben, er blieb stehen und horchte.

Aber schon hatte das Gespräch wieder aufgehört, und er vernahm nichts weiter, als ein sich entfernendes Gelächter.

Trotzdem aber hielt er sich noch nicht für geschlagen, sondern ging der Richtung der Stimme nach, deren Ton bis zu ihm gedrungen war.

Plötzlich blieb er stehen und erbleichte.

Ja, es handelte sich wirklich um ihn. Er erkannte die Stimme des Fürsten Hartzoff, die einer vornehmen Person der Emigration, welcher er vorgestellt worden,

und dann die noch bekanntere und vertrautere des Vicomte de Chadeul.

Anfangs glaubte der junge Herzog, sich getäuscht zu haben. Die Worte, welche man gesprochen, waren zu beleidigend für seine Ehre; er konnte nicht glauben, daß der Fürst Hartzoff gewagt hätte, sie auszusprechen; aber an dem Eifer, mit welchem der Vicomte de Chadeul ihn vertheidigte, erkannte er, daß er ganz richtig gehört.

Nichtsdestoweniger fuhr er fort zu horchen.

Nachdem der Vicomte einige Zeit gesprochen, nahm der Fürst Hartzoff wieder das Wort: er sprach lange, machte ernste Erwägungen geltend, zog einige Vergleiche, welche dem jungen Herzoge die Zornröthe auf die Stirn trieben, und schloß endlich, indem er sagte:

„Glaubt mir, mein lieber Vicomte; Ihr seid jung, seid mißtrauisch gegen Euern Enthusiasmus; Ihr werdet in der Welt mehr Menschen finden, die geneigt sind, Euch zu betrügen, als solche, die Euch dienen möchten. — Was den Herzog betrifft, von welchem wir reden, so kann ich nur wiederholen, was ich Euch schon gesagt habe, und was heute Abend alle Welt sagte, nämlich daß er ein Spion ist.“

Als der junge Herzog dieses letzte Wort hörte, stieß er einen Schrei aus; das Blut stieg ihm in's Gesicht, seine Schläfe pulsirten, die Entrüstung schnürte ihm das

Herz zusammen, und er wollte eben auf den Fürsten Hartzoff zustürzen, als er sich durch eine Hand zurückgehalten fühlte, welche sich so eben der seinigen bemächtigt hatte.

Er drehete sich schnell um und erblickte eine Dame. Diese Dame war Laïs.

Achtes Kapitel.

Eine delikate Stellung.

Anfangs begriff der Herzog nicht, was diese Dame bewegen könne, ihn in dem Augenblicke zurückzuhalten, wo er dem Fürsten Hartzoff eine offene und unumwundene Erklärung abverlangen wollte. In der Aufregung des Zornes, der sich seiner bemächtigt, schleuderte er daher die Hand, welche die seinige gefaßt, von sich, und that einen Schritt, um sich zu entfernen.

„Laßt mich, laßt mich,“ rief er in schmerzlichem Tone, „ich bin schon zu lange hier geblieben, da man dort an meiner Ehre zweifelt — laßt mich.“

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte Laïs.

„Ich will den Fürsten aufsuchen, dessen Stimme ich erkannt und dessen Worte mir die Schamröthe in's Gesicht treiben.“

„Bleibt!“

„Laßt mich.“

„Einen Augenblick!“

„Es ist unmöglich!“

„Und wenn ich nun Euch über Eure Stellung aufklären und über Euern Zorn beschwichtigen könnte, wenn ich nun zu Euch käme, um Euch einen Dienst zu leisten, würdet Ihr dann nicht bedauern, mich zurückgestoßen und Euch geweigert zu haben, mir Gehör zu schenken.“

Der Herzog stand still und betrachtete Laïs, er war überrascht von dem lebhaften, seelenvollen Ausdrucke ihres Gesichts; von der eigenthümlichen Beweglichkeit ihrer Augen, und wußte einen Augenblick lang nicht, was er thun sollte.

„Aber,“ sagte er, „was wollt Ihr von mir; Ihr kennt mich nicht, ich bin Euch fremd; Ihr habt vielleicht von mir dieselbe Meinung wie der Fürst.“

„Ihr irrt Euch, Herr Herzog, ich kenne Euch, ich weiß, wer Ihr seid, und ich habe von Euch eine Meinung, die ihren Ursprung in dem reinsten und aufrichtigsten Wohlwollen für Euch hat.“

„Aber der Fürst denkt anders, und seine Meinung —“

„Der Fürst denkt wie seine Tochter, gnädiger Herr, und hat er seine Gründe, um das Gegentheil von dem zu sagen, was er denkt.“

„Wie, Ihr wäret —“

„Die Tochter des Fürsten Hartzoff."

„Und Ihr kennt mich?"

„Sehr gut."

„Aber das Gerücht, von welchem der Fürst sprach, und welches mich dem Argwohn der ganzen Gesellschaft preisgiebt —."

„Von diesem Gerücht wußte ich noch nichts, gnädiger Herr, aber ich hatte Grund, zu glauben, daß meinem Vater daran lag, es in Umlauf zu bringen."

„Ach, es ist schrecklich, daran zu denken."

„Wenn ich Euch heute Abend getroffen hätte, so würde ich nicht verfehlt haben, Euch davon in Kenntniß zu setzen."

„Was! Ihr hättet an mich gedacht?"

„Ihr seid sehr spät erst gekommen, Herr Herzog."

„Ach, ich war wie verwirrt, wie verloren in dieser Menschenmenge, wo ich keinem freundlichen Blicke begegnete, wo ich nur unbekannte Gesichter sah — ich habe einen großen Theil des Abends in diesem Boudoir zugebracht."

„Das war nicht recht."

„Es war ein Unrecht, welches mich in die Nothwendigkeit setzen wird, Mitau schon morgen zu verlassen."

„Und es lag Euch daran, in Mitau zu bleiben?"

„In diesem Augenblicke mehr als jemals."

„Und warum denn?"

„Weil ich jetzt das Bedauern mitnehmen werde, Euch

gesehen zu haben, ohne das Glück Eurer Bekanntschaft genießen zu können."

„Ist dies denn ein Glück?"

„Vor einigen Augenblicken hätte ich noch daran zweifeln können."

„Ihr seid sehr galant."

„Ich bin jung, Mademoiselle, und in meinem Herzen wohnt eine unerschöpfliche Quelle der Liebe und der Bewunderung."

„So daß Euch daran liegt, Eure Liebe und Bewunderung irgendwo anzubringen," sagte Laïs mit schalkhaftem Lächeln.

„Ich," rief der junge Herzog, „und was bringt Euch auf diese Vermuthung?"

„Das, was man mir von Euch gesagt hat."

„Und was hat man Euch gesagt?"

„Daß Ihr Euch verliebt hättet."

Diese unumwundene Erklärung setzte den Herzog in Erstaunen, ohne ihn jedoch verlegen zu machen.

„Seitdem ich in Mitau bin," antwortete er, „seid Ihr die erste Dame, mit welcher ich ein Wort spreche."

„In Mitau habt Ihr auch die Dame, von welcher ich spreche, nicht kennen gelernt."

„In Wien?"

„Auch nicht."

„In Frankreich?"

„Eben so wenig."

„Ein anderes Land habe ich noch nicht besucht."

„Ihr wollt Euch nur nicht besinnen."

„Ich schwöre Euch."

„O, schwöret nicht, Herr Herzog, denn die Mittheilungen, welche mir gemacht worden, sind sehr bestimmt, und es wäre mir zu leicht, Euch von Eurem freiwilligen Irrthume zu überzeugen; übrigens will ich Euch bemerklich machen, daß Ihr, wenn Ihr galant gegen mich gewesen seid, es gegen jene Dame durchaus nicht sein würdet, wenn Ihr noch länger leugnen wolltet; ein freies, offenes Geständniß wäre das Beste, und ich fordere Euch auf, Euch dazu zu entschließen."

„Aber —"

„Ihr fallt immer wieder in Euern Fehler zurück."

Während dieser Unterredung hatte Lais den jungen Herzog langsam nach dem Sopha geleitet, auf welchem sie Platz genommen hatte. Der junge Mann war ihr mechanisch dahin gefolgt; sie saßen Beide mit dem Rücken der Eingangsthür zugewendet, so daß sie nicht bemerken konnten, daß seit einem Augenblicke die Mascherata unbeweglich auf der Schwelle stand. Die Mascherata stützte sich mit der rechten Hand an die Sammetbekleidung des Thürgewändes, ließ die linke herabhängen und heftete ihren glühenden Blick auf das junge Paar.

„Die Mascherata, Herr Herzog," fuhr Lais fort, „ist

nicht eine Dame, die ein Mann, wie Ihr, lieben könnte; — sie hat sich eine traurige Berühmtheit erworben, ich zweifle aber, daß sie dieselbe lange behaupten wird. Ihre geheimnißvollen Operationen können allerdings einige Tage lang die öffentliche Neugier reizen, aber endlich bekommt man es satt. Ich weiß, daß die russische Polizei auf die unerklärliche Rolle, welche die Frau spielt, aufmerksam geworden ist, und mein Vater wird vielleicht nächstens Befehl geben, ihr nachspüren zu lassen. Früher oder später wird man sie dann entdecken, und wenn die Polizei sich ihrer bemächtigt, so wäre das allerdings ein sehr trauriges Ende ihrer Liebschaften.“

Der Herzog war etwas verlegen; er wollte nicht gerade läugnen, daß er die Mascherata kannte, weil dies sich in der That so verhielt, er hätte aber gewünscht, Worte finden zu können, welche Laïs von dem geringen Interesse überzeugten, welches er an ihr nahm, obschon er im Grunde seines Herzens nicht so ganz frei von aller Sympathie war, wie er vielleicht versichern wollte.

„Ich bewundere,“ sagte er endlich, „mit welcher liebenswürdigen Anmuth Ihr mich zu necken versteht; wenn ich mich in die Mascherata verliebt hätte, so zweifle ich, daß Eure Rathschläge einen gelehrigen Schüler an mir fänden, denn die Liebe ist ein gebieterisches Gefühl, welches sich nicht so leicht leiten läßt; aber seit unbesorgt wegen des Ausganges meiner Liebschaften, und fürchtet für mich

keine betrübende Katastrophe. — Bei alledem möchte ich, wenn ich sicher wäre, Gehör zu finden, und weil das Gespräch uns auf dieses Thema gebracht hat, eine Bitte an Euch richten."

„Ah," sagte Laïs lebhaft, „diese Bitte hat ohne Zweifel die Mascherata zum Gegenstand?"

„Getroffen!"

„Und Ihr glaubt, daß ich mich dabei befassen würde?"

„Ich zweifle nicht daran."

„Meine Bitte ist sehr einfach," fuhr der junge Herzog fort, diesmal aber in traurigem Tone und mit einer gewissen Schwermuth, „Ihr habt mir so eben von Gefahren gesprochen, Ihr habt mir gesagt, daß die russische Polizei auf die Rolle, welche diese Dame spielt, aufmerksam geworden sei. Wohlan, wenn Ihr einigen Einfluß auf den Fürsten besitzet, und wenn Ihr diesen Einfluß zu meinen Gunsten verwenden wollt, so sehet zu, daß man die Mascherata nicht beunruhige, und indem Ihr das thut, werdet Ihr mir einen Dienst leisten, den ich Euch niemals vergessen werde."

„Das nenne ich aber doch wirklich Liebe."

„Nennt es Dankbarkeit, und Ihr sagt die Wahrheit."

„Ach, Ihr mögt Euch vertheidigen, wie Ihr wollt — Ihr liebet!"

„Nein, aber diese Dame hat mir einige Theilnahme

bewiesen, ich glaube in ihrem Blicke einen verborgenen Schmerz zu lesen, auf ihrer Stirn eine düstere Verzweiflung, und ich will es Euch nicht verbergen, ich bin davon ergriffen worden. Diese Dame hat mir von meiner Vergangenheit gesprochen, von alle dem was ich geliebt, von alle dem was ich noch betraure, und ihre Worte sind auf mein Herz gefallen, wie ein erfrischender Thau. Ach, wenn Ihr wüßtet, Mademoiselle, was es heißt, allein leben, ohne Freunde, ohne Familie — allein durch das Leben zu wandeln, allein zu denken, allein zu lieben. Ich bin nicht zu ihr gegangen; sie ist zu mir gekommen; als sie kam, war ich traurig, und als sie wieder fortging, war es mir, als wäre ich getröstet. O, das ist nicht Liebe, Mademoiselle, das ist Freundschaft — das ist die Sympathie Derer, welche für Die weinen, die da leiden."

Laïs biß sich ärgerlich auf die Lippen und antwortete nichts. Hätte sie auch übrigens Lust gehabt, zu antworten, so würde sie doch nicht die Zeit dazu gehabt haben, denn die Mascherata war bis an den Herzog herangetreten und berührte mit ihrer Fingerspitze seinen Arm.

Der Herzog fuhr zusammen und stand auf.

„Gnädiger Herr," sagte die Mascherata, „Ihr vergesset hier, daß Ihr Eure Ehre zu vertheidigen und vielleicht zu rächen habt. Es wäre doch Zeit, daran zu denken, wenn Ihr nicht warten wollt, bis es zu spät ist."

Dann setzte sie mit leiser Stimme hinzu:

„Ich habe einige der Worte gehört, die Ihr eben ausgesprochen habt; der Himmel wird Eure Gebete erhören, denn sie sind die eines edlen und großmüthigen Herzens! — Gehet und Gott behüte Euch. — Ihr werdet den Leibeigenen Dimitri in Euerm Hause finden, habt Vertrauen zu ihm und verwendet ihn, wie Ihr es angemessen findet."

Während dieses raschen Gespräches war Laïs aufgestanden und schien unbeweglich, mit bleichem Antlitz und stierem Auge dastehend, die Mascherata mit ihren glühenden Blicken vernichten zu wollen.

Als der Herzog, den die Worte der Letztern der Träumerei entrissen, der er sich hingegeben, einen Schritt that, um fortzugehen, dachte sie nicht einmal daran, ihn zurückzuhalten, und ein sonderbarer Schauer durchrieselte sie, ohne daß sie recht eigentlich sagen konnte, welche Furcht sich ihres Herzens bemächtigt hatte.

Mittlerweile überschritt der Herzog rasch die Schwelle der Thür, und als ob er selbst einer übernatürlichen Regung gehorchte, die er nicht bemeistern konnte, ging er schnell durch den Salon, wo noch ein Rest der heißen balsamischen Dünste des Balles schwamm, und gelangte auf die Straße, ohne sich noch von den Eindrücken, die er erfahren, Rechenschaft gegeben zu haben.

Einmal hier kühlte jedoch die frische Luft, die ihm in's Gesicht wehte, seine heiße Stirn ab, und seine Stel-

lung trat ihm in ihrer ganzen entsetzlichen Wirklichkeit vor Augen.

„Ein Spion!“ hatte der Fürst Hartzoff gesagt.

Und diese Beschuldigung, mit der ganzen Autorität ausgesprochen, welche sein Rang ihm gab, hatte auf dem Balle die Runde gemacht, hatte tausend gefällige Echo's gefunden und ihn in's Herz getroffen, ihn, den armen jungen unbekannten Mann, der in dieser mißtrauischen Gesellschaft keinen Vertheidiger weiter hatte, als einen Freund von einem Tage, den Vicomte de Chadeul, und nur eine vorübergehende Freundin, die Mascherata!

Was lag ihm an dem unerklärlichen Interesse, welches Lais an ihm zu nehmen schien? — Er kannte sie ja kaum. Dieser Frauencharakter flößte ihm einen geheimen Widerwillen ein — er hatte für sie keine Sympathie. Im ersten Augenblicke hatte er sich, als ein Mensch ohne Falschheit mit einem Herzen voll Liebe, von jenen tausend äußeren Reizen fangen lassen, welche mehr den Geist verführen, als das Herz fesseln; jetzt aber, wo er sich mit kaltem Blute und mit ruhigem Geiste die Geberden, die Sprache und Blicke dieser Laïs zurückrief, fühlte er sich von ihrer Offenheit und Naivetät empört, und er ward böse auf sich selbst, daß er die Beleidigung des Vaters über dem Lächeln der Tochter so lange vergessen hatte.

„Ein Spion!“ murmelte er, — und dieses Wort

schlug an sein Ohr wie eine furchtbare Anklage; er sah es in feurigen Buchstaben an allen Mauern glänzen wie eine Drohung — neben ihm gingen Menschen vorüber, die es laut ausschrieen, und Dämonen kletterten an ihm herauf und sagten es ihm leise in's Ohr.

Er fing an zu laufen, bis an sein Hotel.

Außer Athem kam er vor demselben an und ging rasch die Treppe hinauf, welche zu seinem Zimmer führte.

Zúweilen hoffte er, daß Alles, was ihm begegnet, blos ein furchtbarer Traum, daß es ihm erlaubt sei, beim Erwachen darüber zu lächeln; als er aber bei dem Eintritt in sein Zimmer das regungslose Gesicht Dimitri's erblickte den er bei dem ersten Worte, welches er sprach, sich verbeugen und mit dem Namen Georgelens antworten sah, da war kein Zweifel mehr möglich; er raffte seinen Muth zusammen und überlegte.

Zwei Wege gab es nicht für ihn; die Beleidigung war eine öffentliche gewesen, die Genugthuung mußte eben so sein. Man hatte ihn der Niederträchtigkeit und Feigheit beschuldigt, er mußte daher Beweise seiner Großmuth und seines Muthes liefern. Die Frage war klar ausgesprochen, die Antwort mußte eben so bestimmt und klar sein.

„Dimitri," sagte er plötzlich, indem er in der Mitte des Zimmers stehen blieb, in welchem er auf und abging.

„Gnädiger Herr!“ antwortete der Sklave, sich verbeugend.

„Deine Herrin,“ fuhr der Herzog fort, „hat Dich zu mir geschickt, um mir zu dienen?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Du liebst Deine Herrin?“

„Mehr als Gott.“

„Wohlan, kennst Du den Vicomte de Chadeul?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und den Marquis de Louvain?“

„Ja.“

„Und den Grafen de Sivry?“

„Ja.“

„Diese drei Herren müssen spätestens in einer Stunde hier sein.“

„Es wird geschehen, wie Ihr es wünscht.“

„Du versprichst mir es?“

„Die Mascherata hat mir befohlen, Euch zu dienen, wie ich ihr selbst dienen würde. Ihr werdet mit mir zufrieden sein.“

„Und wie wirst Du es anfangen, diese drei Herren in so kurzer Zeit zu finden?“

Der Leibeigene lächelte.

„Der Vicomte de Chadeul liebt die Frauen,“ antwortete er, „ich werde zu seiner Geliebten gehen; der Marquis liebt das Spiel, ich suche ihn also am Roulette-Tische;

der Graf de Sivry liebt den Wein, ich finde ihn daher sicherlich in der Trinkstube."

Mit diesen Worten grüßte der Leibeigene und ging hinaus.

Eine Stunde später traten Chadeul, Louvain und Sivry zu dem Herzoge in's Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Zwei Schüsse.

Dimitri war ohne Zweifel ein Diener, der eine Thätigkeit entwickelte, die ohne Gleichen war.

Er hatte den Vicomte de Chadeul bei seiner Geliebten gefunden. Er hatte ihm erzählt, daß es sich um ein ernsthaftes Duell handle, und der Vicomte de Chadeul hatte seinen Degen umgeschnallt und seine Geliebte verlassen.

Er hatte den Marquis de Louvain am Spieltische sitzend gefunden, ihm erzählt, daß der Herzog ihn zu einem ernsteren Spiele erwarte, und der Marquis hatte sich beeilt, ihm zu folgen.

Was den Grafen de Sivry betraf, so hatte die Flasche Rheinwein nicht eine Secunde lang den Kampf gegen eine Flasche Champagner bestehen können, und er

hatte sich nicht einmal das Vergnügen gemacht, die erstere zu leeren, bevor er sich auf die zweite losstürzte.

Der Vicomte kam mit abgespannter Miene, der Marquis mit aufgewecktem Gesicht und der Graf mit schwermüthigem Blick.

Mittlerweile hatte der Herzog nach dem Weggange Dimitri's eigenthümliche Vorbereitungen getroffen.

Gleich nachdem der Leibeigene sich entfernt, war er nach seinem Secretair geeilt und hatte diesen geöffnet.

Er hatte aus demselben ein Kästchen genommen, dieses aufgemacht und zwei Pistolen herausgezogen.

In seinem Secretair befanden sich auch Pulver und Kugeln.

Er untersuchte mit ängstlicher Sorgfalt, ob das Pulver hinreichend trocken sei und ob die Kugeln ordentlich paßten, und die Untersuchung fiel zu seiner Zufriedenheit aus.

Dann hatte er die beiden Pistolen geladen.

In die erste hatte er blos Pulver gethan; in die zweite lud er auch eine Kugel.

Nachdem er damit fertig war, legte er die beiden Pistolen wieder in das Kästchen, setzte das Kästchen auf den Kamin und wartete.

Alles Dies war mit einer Kaltblütigkeit, einer Regelmäßigkeit und einer Genauigkeit geschehen, die eines gewissen unheimlichen Gepräges nicht ermangelte.

Als der junge Herzog sich gesetzt hatte, kreuzte er Arme und Beine und versank, indem er die Personen, welche Dimitri herbeiholen sollte, erwartete, in tiefes Nachdenken.

Sein Herz war gewaltsam bewegt, aber sein Verstand bewahrte seine ganze Ruhe und Klarheit.

Er dachte, daß die Frage, welche vorlag, für ihn eine Frage des Lebens oder des Todes sei; daß es eine furchtbare Prüfung für seine Ehre wäre und daß er um jeden Preis fleckenlos daraus hervorgehen müsse; daß, wenn er sich bei dieser Gelegenheit unentschlossen zeigte, seine ganze Existenz davon auf ewig befleckt würde, und daß ein ehrenvoller Tod besser sei als ein an einem niedrigen Verdachte hängendes Leben.

Er sagte sich, daß er allein in der Welt stand, daß er keine bittere Trauer hinterlassen und daß kein Schmerz an seinem Leichensteine niederknieen würde. Was lag ihm daran, ob er lebte oder starb! Sein Leben war bis jetzt so traurig, er war dem Selbstmorde schon zu nahe gewesen, so daß der Tod für seinen Geist kein unbekanntes Bild war — er hatte ihn schon oft gesehen durch den Schleier seiner Träume hindurch — in den bösen Tagen des Zweifels, der Verzweiflung — und sein Finger zeigte ihm dann den Himmel wie einen sichern Zufluchtsort, wie ein schützendes Obdach.

Jedoch seitdem er in Mitau war, geschah es zum

ersten Male, daß er an der Schwelle des Lebens stehen blieb, bereit, in die Ewigkeit hinüberzuschreiten; sein Leben war sehr beschäftigt gewesen; der Vicomte de Chadeul auf der einen, und die Mascherata auf der andern Seite hatten seinen Geist und sein Herz wach gehalten. —

„Chadeul, Georgele!" murmelte er, indem er sich in seinen Sessel gleiten ließ und sanft die Augen schloß.

Chadeul! dies war der erste Mensch, mit dem er vollkommen sympathisirte; dies war der erste Freund, in dessen Hände er eben so gern die seinen gelegt haben würde. — Chadeul war zehn Jahre älter als er, aber hatte sein jugendliches Ansehen vollkommen bewahrt. — Er war ein wahres Urbild von einem Edelmanne, so wie die Geschichte des Mittelalters uns einige aufbewahrt hat. Er war schön, lebhaft, geistreich, elegant. Sein Gesicht hatte etwas ganz besonders Edles und Biederes; er schritt kühn durch das Leben hindurch, bot seine Brust jedem guten Degen und sein Herz jeder edelmüthigen Regung; er würde zwanzig Geliebte für einen Freund geopfert haben und sich zwanzig Mal für seinen König haben tödten lassen. Der junge Herzog liebte ihn mit der ganzen Hingebung seines Herzens, und obschon er ihn nur erst seit zwei Wochen kannte, so hatte er ihm doch eine Freundschaft gewidmet, die bereits starke und tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

Die Mascherata! dies war die erste Frau, auf de-

ren Stirn er seinen träumerischen Blick zurückgelassen hatte. Sie war schön und von bewundernswürdigem Wuchse; Offenheit und Natürlichkeit glänzten auf ihrem schönen, blassen Gesicht und ein Hauch von unaussprechlicher Güte wehete in ihrem traurigen Lächeln.

Man würde viele Frauen von pikanterer Schönheit gefunden haben, aber gewiß keine, welche in dem Gesammtausdruck ihrer Physiognomie so viel zart verschleierte Reize dargeboten hätte. Georgele besaß gleichzeitig die edle Eleganz der Aristokratie und die rührende Herzensgüte des Bürgerstandes. Nichts war imposanter als ihr Blick, nichts verführerischer als ihr Lächeln. — Der junge Herzog liebte sie eben so sehr, um ihrer Edelmüthigkeit als um ihrer Herzensgüte willen und er würde für sie eben so die ruhige Freundschaft eines Bruders als die unruhige Zärtlichkeit eines Geliebten gehabt haben.

„Georgele! Chadeul!“ murmelte er.

Und als ob in dem Augenblicke seines Emporschwebens zu unbekannten Welten, die Trauer zum ersten Male sein Herz berührt hätte, quollen einige Thränen sanft aus seinen Augen und trockneten auf seinen heißen Wangen.

In diesem Augenblicke traten die von Dimitri herbeigeholten Herren in das Zimmer.

Der Vicomte de Chadeul stürzte auf den Herzog los und bot ihm, den beleidigenden Argwohn des Fürsten Hartzoff vergessend, mit herzlicher Freundlichkeit die Hand.

Der junge Herzog empfing ihn mit kalter, würdevoller Freundlichkei, drückte schweigend die ihm dargebotene Hand und deutete mit der andern auf einen Sessel, den er an den Kamin geschoben. Der Vicomte nahm Platz.

Hierauf ging der Herzog auf den Grafen de Sivry und dann auf den Marquis Louvain zu, wiederholte bei diesen dieselbe Geberde, verschloß dann die Thür und lehnte sich dann mit dem Rücken an den Kamin.

Die drei Edelleute bildeten auf diese Weise einen dichten Zirkel vor ihm.

Chadeul war durch den zurückhaltenden Empfang des Herzogs ganz verblüfft worden; Louvain schien mißgestimmt zu sein und Sivry, dessen Rausch zu verfliegen begann, warf von Zeit zu Zeit einen mürrischen Blick auf den Leibeigenen Dimitri.

Alle diese Vorbereitungen waren in weit weniger Zeit geschehen, als wir deren bedurft haben, um sie zu erzählen. Als Alle Platz genommen hatten und ein feierliches Schweigen eingetreten war, begann der Herzog folgendermaßen:

„Meine Herren,“ sagte er in ernstem Tone, indem er sich zu dem Grafen und dem Marquis wendete, „ich verdanke das Vergnügen Eurer Bekanntschaft und das Glück Eurer Freundschaft —“ setzte er hinzu, indem er sich zu dem Vicomte wendete — „einem unglücklichen Ungefähr, einer Schickung des Himmels, welche uns zu einer

gegebenen Stunde auf einem Punkte der Straße zusammenführte, welche von Mitau nach Goldingen führt; Ihr habt mich als einen Landsmann empfangen, Ihr habt mich wie einen Bruder geliebt, ohne mich nach meinem Namen oder Range zu fragen, eben so wenig als ob ich als Freund zu Euch käme, oder ob der Zufall der Revolutionen mich zu Eurem Feinde gemacht habe. Für diesen wahrhaft ritterlichen Empfang werde ich Euch in meinem Herzen ewige Dankbarkeit bewahren.

„Indessen, indem Ihr mich mit so viel Offenheit aufnahmt und mir Zutritt in den Salons der französischen Emigranten verschafftet, habt Ihr Euch zugleich verbindlich gemacht, mich vor den Beleidigungen einer argwöhnischen Gastfreundschaft zu beschützen und dagegen zu vertheidigen, eben so wie ich, meine Herren, Euch gegenüber die Verbindlichkeit übernommen habe, keine Beleidigung zu dulden, ohne sie zurückzuweisen, und jeder treulosen Verleumdung meine offene Brust darzubieten. Nachdem ich auf diese Weise die gegenseitigen Verpflichtungen, die wir uns bei unserer Annäherung auferlegt haben, klar dargelegt habe, gehe ich zu der sehr angenehmen Angelegenheit über, wegen welcher ich Euch habe hierher bitten lassen.“

„Ein Duell?“ fragte der Vicomte.

„Hat man Euch beleidigt?“ fragte Louvain.

„Ihr wollt Euch schlagen?“ murmelte Sivry.

„Ein Duell! Ich würde es nicht fürchten," antwortete der junge Herzog, „wenn man mich direkt und in's Gesicht beleidigt hätte. Ich würde nur mich mit der Sorge, die Beleidigung zu rächen, beschweren, indem ich den Beleidiger züchtigte, kurz, wenn ich mich schlagen wollte, würde ich Euch ersucht haben, mir als Secundanten zu dienen und damit wäre Alles gesagt. — Nein, meine Herren, die Sache ist ernster und verlangt eine ganz andere Entwickelung."

„Was giebt es denn?" fragte Louvain unruhig.

„Meine Herren," fuhr der Herzog fort, „an dem heutigen Abend hat bei dem Fürsten Hartzoff ein Gerücht, welches beleidigend für mich ist, der ich Euch unbekannt bin, eben so wie für Euch, die Ihr mich mit Eurer Gunst beehrt habt, die Runde in den gedrängt vollen Salons gemacht und der Mensch, der jetzt mit Euch spricht, ist entehrt."

„Entehrt!" riefen der Marquis de Louvain und der Graf de Sivry zu gleicher Zeit.

„Entehrt!" wiederholte der Herzog, indem er stolz das Haupt emporrichtete, während eine leichte Röthe seine Wangen färbte; „entehrt! — der Vicomte de Chadeuil, mein Freund, hat die Beleidigungen gehört und auch die Güte gehabt, mich zu vertheidigen — es ist dies ein Muth, den ich zu würdigen weiß, und der Euch meine ganze Anhänglichkeit erwirbt; aber weder die edelmüthigen

Worte, welche Ihr gesprochen, noch die Entrüstung, welche Ihr gezeigt, sind hinreichend, denn Ihr selbst, meine Herren, wißt eben so wenig als der Fürst Hartzoff, ob der Mann, den Ihr so freundlich aufgenommen, nicht wirklich ein Spion ist!"

„Ein Spion!" rief Louvain halb vom Stuhl auffahrend.

„Ein Spion," wiederholte der Herzog, dessen Lippen bleich wurden und dessen Stirn sich runzelte.

„Das ist unmöglich!" rief Sivry.

„Man hat es gesagt."

„Wer hat es gesagt?"

„In diesem Augenblicke hallen es alle Echo's von Mitau wieder und Ihr selbst, meine Herren, fragt Euch, ob Ihr mir glauben oder mich fürchten sollt."

Ein bedeutsames Schweigen folgte auf diese Worte. Der Herzog lächelte bitter und musterte die drei Herren mit einem gleichzeitig würdevollen und zurückhaltenden Blicke.

Der Vicomte de Chadeul war der Erste, welcher das Schweigen brach.

„Aber zum Teufel!" rief er lebhaft, „was liegt an diesem nichtswürdigen Gerücht, wenn es nicht wahr ist? — Wird wohl morgen Jemand, der uns beisammen sieht, noch wagen zu argwohnen, daß Ihr nach Mitau gekommen seid, um hier eine nichtswürdige Rolle zu spielen?

Wir haben Euch mit Offenheit empfangen, wir werden Euch mit Muth vertheidigen. Ich appellire in dieser Beziehung an diese Herren, die mich verstehen und zweifle nicht —"

Der Vicomte de Chadeul stockte plötzlich und wagte nicht weiter zu sprechen; er merkte an der Miene des Grafen und des Marquis, daß er schon zu viel gesagt hatte und schwieg.

Der Herzog lächelte wieder, drückte dem Vicomte die Hand, stützte sich sodann mit dem Ellnbogen wieder auf den Kamin und begann dann mit demselben ruhigen Gesicht und derselben ernsten Stimme:

„Dank, Herr von Chadeul," sagte er, „Dank für die Versicherung, die Ihr mir in Bezug auf das gebt, was Euch betrifft, unglücklicher Weise haben der Marquis de Louvain und der Graf de Sivry keinen so starken Glauben an meine Rechtlichkeit, und ich will sie überzeugen, koste es auch was es wolle, daß ich weder ein Feind noch ein Spion bin."

„Das kann auch gar nicht sein," unterbrach ihn Chadeul.

„O ja, es könnte sein," entgegnete der Herzog, „und diese Möglichkeit reicht hin, um den Grafen und den Marquis wegen des Mißtrauens zu entschuldigen, welches sie gegen mich blicken lassen. In den schwierigen Zeiten, in welchen wir leben, begreife ich eine solche Vorsicht voll-

kommen, und ich werde ihnen niemals deswegen grollen, daß sie mich zu einer Rechtfertigung nöthigen, welche, obschon unter diesen Umständen nothwendig, dennoch eine demüthigende für mich ist."

Der Herzog schwieg einen Augenblick, dann hob er wieder an:

„Man muß gelebt haben, wie ich gelebt habe, man muß gelitten haben, wie ich gelitten habe, Herr de Louvain, um nicht zu fürchten, jedem menschlichen Blicke seine eigne Existenz bloszustellen und Jeden in dem eigenen Herzen lesen zu lassen. Wenn das Glück mich, wie Euch, Herr de Sivry, bei meinem Eintritt in das Leben empfangen hätte, so würde ich niemals diese Demüthigung erfahren haben, mißtrauischen Herzen die Schmerzen zu erzählen, die mich auf meinem Wege umlagert, die Leiden, die mich begleitet haben, seitdem Kraft und Muth mein Eigenthum geworden sind. Glaubt mir, meine Herren, eine schwer geprüfte Seele verhüllt sich unwillkürlich und nur mit einer gewissen Scham, die jedoch nicht ohne eine Beimischung von Stolz ist, läßt sie den Blick Neugieriger ihre Wunder sondiren und zählen. — Diesen speziellen Bericht über mein Dasein hoffe ich Euch einst vortragen zu können, in diesem Augenblicke aber drängen die Umstände uns zu sehr, als daß wir dabei stehen bleiben könnten, und ich begreife, daß Euch daran liegt, recht

schnell mit jenem schändlichen Verdacht fertig zu werden, der Euch compromittirt und mich entehrt hat."

Der Herzog drehte sich nach dem Kamin um, nahm das Kästchen mit den Pistolen, welches darauf stand, öffnete es leise und hielt es dann mit fester Hand dem Grafen de Louvain hin.

„Herr Graf," sagte er hierauf, „habt die Güte, eine von den beiden Pistolen zu nehmen, die in diesem Kästchen liegen."

Der Graf de Louvain verstand anfangs nicht, um was es sich handelte; er betrachtete die beiden Pistolen, bemerkte, daß sie von großem Werthe waren und nahm darauf eine davon in die Hand.

Der Herog nahm die andere und machte das Kästchen zu, welches er wieder auf den Kamin setzte, ohne seine Kaltblütigkeit zu verlieren. Blos sein Gesicht hatte sich mit einer plötzlichen Blässe überzogen, und die Heiterkeit seines schönen Auges war umschleiert. Er that einige Schritte, um aus dem Kreise der drei Herren hinauszutreten; als er aber an dem Vicomte vorüberging, fühlte er eine Hand sich derjenigen bemächtigen, die er noch frei hatte.

„Ich verstehe, was Ihr thun wollt," sagte der Vicomte rasch und mit leiser Stimme, „das ist edel und groß. Wenn Ihr fallet, so werde ich Euch rächen; wenn Ihr lebet, werde ich Euch lieben! Adieu, adieu!"

Der Herzog drückte dem Vicomte die Hand, dankte ihm durch einen bedeutungsvollen Blick und schritt dann bis in die Mitte des Zimmers.

Mittlerweile, sei es, daß der Graf und der Marquis plötzlich fühlten, was vorgehen solle, sei es, daß die stolze und edle Weise, auf welche sich der Herzog bei diesem ganzen Auftritte benahm, ihnen imponirte, sei es dies oder jenes, kurz, die beiden Herren standen freiwillig auf und blickten und horchten mit gespannten Sinnen.

Der Herzog hatte eben die Pistole, welche der Graf de Louvain in dem Kästchen gelassen, aufgezogen. Er wendete sich gegen die beiden Herren und sagte mit fester Stimme und sicherem Blick:

„Meine Herren, ich fordere Euch auf, morgen der Gesellschaft von Mitau zu erzählen, wie der Herzog Ludwig von Naundorf auf einen Verdacht der Feigheit und der Niedrigkeit antwortet."

Mit diesen Worten setzte er die kalte Mündung der Pistole auf seine entblößte Brust, drückte los und der Schuß krachte.

Gleichzeitig vernahm man einen zwiefachen Schrei — der eine ward von dem Vicomte de Chadeuil ausgestoßen, der zweite durch den Leibeigenen Dimitri.

Im ersten Augenblicke hüllte der dichte Rauch des Pulvers den Herzog dermaßen ein, daß es den Anwesenden unmöglich war, das Resultat des Schusses zu erra-

then, aber nach einigen Augenblicken beschwichtigte sich jede Besorgniß und der Herzog ragte bleich, unbeweglich, mit gerunzelter Stirn über die Pulverdampfwolke hervor, die noch die untere Hälfte seiner Person umgab.

Chadeul und Dimitri stürzten gleichzeitig auf ihn zu und drückten ihm die Hände.

Der Herzog stieß sie aber sanft von sich und schritt auf den Grafen zu. Er hatte erst die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt.

„Herr de Louvain," sagte er zu dem Grafen, „es könnte noch einiger Zweifel in Eurem Gemüth vorhanden sein und Ihr könntet eben so wie Herr de Sivry, glauben, daß alles Dies nichts sei, als eine elende Komödie — thut mir daher den Gefallen, Eure Pistole zu spannen und sie auf diesen Spiegel abzudrücken."

Der Graf de Louvain gehorchte; er spannte die zweite Pistole, streckte den Arm aus und drückte los.

Der Spiegel flog augenblicklich in tausend Splitter.

Dieser zweite Schuß war entscheidend. Der Graf und der Marquis sahen einander einen Augenblick an und reichten dann gleichzeitig dem Herzoge die Hand.

„Das ist eine edle Antwort auf die Beleidigungen, die man Euch zugefügt hat," sagte der Graf.

„Und von diesem Augenblicke an," setzte der Marquis hinzu, „glaubet, daß ich stets Euer ergebener Freund sein werde."

„Ich freue mich, Euch überzeugt zu haben," antwortete der junge Naundorf kalt; „das was geschehen ist, hatte keinen andern Zweck — unglücklicher Weise wird es jedoch nicht hinreichen, um die Personen zu überzeugen, welche ein Interesse dabei haben, schändliche Gerüchte in Umlauf zu setzen, die meine Ehre antasten — ich muß Euch daher um einen letzten Dienst bitten."

„Sprecht, sprecht," riefen Louvain und Sivry zu gleicher Zeit.

„Dieser letzte Dienst ist eben so einfach als unerläßlich," antwortete der Herzog.

„Und um was handelt es sich?"

„Um ein Duell."

„Mit einem von uns?"

„Mit Euch Beiden."

„Aber aus welchem Grunde?" warf Louvain ein.

„Unter welchem Vorwande?" fügte Sivry hinzu.

„Aus dem einzigen Grunde, weil es mir nützlich ist, meine Herren, denn keiner von Denen, welche mich beschuldigen, wird wagen zu glauben, daß der Graf de Louvain und der Marquis de Sivry jemals hätten einwilligen können, ihren Degen mit dem eines Spions zu kreuzen — was den Vorwand betrifft, so werden wir vielleicht einen finden, und ich hoffe dies um so lebhafter, als, wenn Ihr keinen findet, ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehen würde, einen jener Umstände hervorzurufen,

welche einem Manne von Muth nur eine Alternative lassen.“

Diese letzten Worte wurden mit einer solchen Energie gesprochen, daß der Graf de Louvain und der Marquis de Sivry unwillkürlich und gleichzeitig die Hand an den Degen legten.

„Es sei!“ sagten sie, „wir haben diesen Kampf nicht gesucht und nur Ihr seid Gott verantwortlich für das Blut, welches vergossen werden wird — also auf morgen, Herr von Naundorf.“

„Auf morgen, meine Herren,“ antwortete der Herzog, indem er die Herren bei ihrem Fortgehen bis an die Thür begleitete.

Zehntes Kapitel.

Das Abenteuer des Grafen von Bergalasse.

Der Graf von Bergalasse befand sich in einer sehr sonderbaren und schwierigen Lage.

Er konnte nicht zweifeln, daß die Tochter des Fürsten Hartzoff seine diplomatische Existenz genau kannte. Die Sprache, welche sie gegen ihn geführt, als er dem Balle in dem Hause ihres Vaters beigewohnt, war so deutlich als möglich. Es blieben dem Grafen blos zwei Entschlüsse zu fassen: entweder mußte er der gebieterischen Laïs gehorchen und sich ohne Widerspruch ihren unbegreiflichen Launen unterwerfen, oder er mußte darauf verzichten, länger in Mitau zu wohnen und ohne Verzug dieses ungastliche Land verlassen.

Er schwankte nicht lange.

Ohne Zweifel grollte er ein wenig dem feindlichen

Geschick, welches ihm ein verzogenes Kind in den Weg geführt, von welchem ein einziges unkluges Wort das Gelingen seiner Mission gefährden konnte und welches vollkommen Lust zu haben schien, bei dem geringsten Zögern von Seiten des Grafen dieses unvorsichtige Wort auszusprechen. Er rief mehrmals die Namen der Grafen von Bergalasse, seiner Ahnen, an, und bat den Himmel im Voraus um die Genugthuung einer kleinen Rache, aber er begriff deshalb nicht weniger mit bemerkenswerthem Scharfsinn, daß seine diplomatische Zukunft, vielleicht selbst seine Existenz, sich in diesem Augenblicke in den Händen der reizenden Laïs befanden. Er empörte sich gegen diese Nothwendigkeit, aber nur einen Augenblick lang, dann fügte er sich mit Muth und Ergebung.

Als daher das Fest zu Ende und die Säle von der muntern Gesellschaft verlassen waren, beeilte sich der Graf von Bergalasse, welcher übrigens nicht versäumt hatte, zu beobachten, was hier im Schooße der französischen Gesellschaft vorging, gleich bei Tagesanbruch pünktlich den Befehlen nachzukommen, welche Laïs ihm gegeben.

Beim Lichte besehen, wenn er Laïs diente, so diente er auch den Interessen der französischen Republik, es handelte sich blos darum, die Sache in einem gewissen Sinne zu nehmen, um allen wünschenswerthen Nutzen daraus zu ziehen.

Indessen, der Graf wollte sich nicht von Mitau tren-

nen, ohne noch einmal mit der jungen Person zu sprechen, die ihn in dieses Wespennest geführt hatte.

Lisette wünschte eben so sehr Bergalasse zu sprechen, als Bergalasse die Zofe.

Da sie sonach einander suchten, so dauerte es natürlich auch nicht lange, bis sie sich begegneten.

„Lisette!“ sagte Bergalasse, als er die Zofe fand, welche sich absichtlich in einem entlegenen Boudoir vergessen hatte, „ich suchte Dich.“

„Ihr sehet,“ antwortete Lisette mit spöttischem Blick, „daß ich vor Euch nicht fliehe.“

„Ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Ich auch.“

„Das trifft sich ja wunderschön. Ich fange an.“

„Ich höre.“

„Ich habe Deine Herrin gesprochen.“

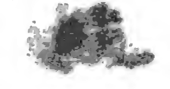
„Sehr schön.“

„Ich habe durch sie erfahren, daß Du mit ihr von mir gesprochen hast, und daß sie mich wenigstens eben so gut, um nicht zu sagen, besser kennt, als die französische Polizei mich kennt.“

„Das ist ein Dienst, den ich Euch geleistet habe.“

„Schönen Dank, einen Augenblick glaubte ich, ich sei verloren.“

„Dann seid ihr nicht sehr gewandt, Herr Graf.“



„Mein Ruf ist in dieser Beziehung aber nicht ganz schlecht."

„Dann ist er besser als Ihr selbst."

„Das mag sein, doch darum handelt es sich jetzt hier nicht. Ich hege auch keinen Groll gegen Dich wegen des schlimmen Streiches, den Du mir gespielt hast, und werde Dir immer wohl wollen."

„Es scheint, als ob Ihr mich brauchtet."

„Wie Du sagst."

„Und um was handelt es sich?"

„Um eine sehr einfache Sache, die ich sehr theuer bezahlen werde."

„Ich bin ganz Ohr."

„Deine Gebieterin hat mir befohlen, die Schritte der Mascherata zu überwachen und ich habe ihr versprochen zu gehorchen, unter der Bedingung, daß sie schweigt."

„Das ist klug."

„Aber die Mascherata ist gefährlich."

„Und Ihr fürchtet Euch?"

„Vielleicht."

„Vor ihr?"

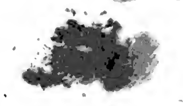
„Nein, vor Denen, welche sie umgeben."

„Nun, und was wollt Ihr, das ich thue?"

„Nichts."

„Was wollt Ihr denn?"

„Die Mascherata, welche ich so eben auf dem Balle



gesehen habe, wird sich in einem Augenblicke entfernen und ihre Wohnung aufsuchen; ich werde ihr folgen, wo sie hingeht, ich werde eintreten, wo sie eintritt und auf diese Weise endlich erfahren, ob es ein Geheimniß ist, was diese Frau verbirgt, oder ob sie eine Komödie spielt."

„Das ist lobenswerth, Herr Graf," sagte Lisette ein wenig spöttisch, „und wenn meine Gebieterin Euch nicht dafür belohnt, so wird wenigstens die russische Polizei Euch dafür sehr verbunden sein."

„Weder der russischen Polizei noch Deiner Herrin will ich dienen," entgegnete Bergalasse, ein wenig piquirt, seine Absicht verrathen zu sehen, „mir selbst will ich dienen. Ich gestehe, daß wegen dieser Mascherata meine Neugier etwas rege geworden ist; alle Welt spricht von ihr, Jeder fürchtet sich vor ihr und Niemand wagt sie auszuforschen — es wäre mir daher erwünscht —"

„Wenn Ihr von den näheren Umständen Euch selbst überzeugen könntet," unterbrach ihn Lisette mit boshaftem Lächeln.

„Ganz recht," antwortete Bergalasse.

„Wohlan," fuhr Lisette fort, „ich bleibe bei dem, was ich schon gesagt habe — es ist sehr gewandt und klug von Euch, um so mehr, als die Mascherata wenigstens eben so viele Geheimnisse weiß, als meine Gebieterin und als unter denen, welche sie verbirgt, das Eurige mit inbegriffen sein könnte."

„Das nenne ich Scharfsichtigkeit."

„Ich kenne ein wenig das menschliche Herz."

„Ich sehe es — und ich will auch gar nicht länger versuchen, klüger scheinen zu wollen, als Du bist. Ich gehorche Deiner Herrin, aber ich diene auch gleichzeitig den Interessen der französischen Republik. Das ist abgemacht und wir wollen nicht mehr davon sprechen. Nur, da die kleine Entdeckungsreise, die ich mir vorgenommen, um den Schlupfwinkel der Mascherata zu entdecken, für mich bedenkliche Folgen haben kann, möchte ich gern im Voraus einige Vorkehrungen treffen."

„Meinetwegen."

„Ich werde der Mascherata folgen, aber ich will, daß auch mir Jemand bis zu dem Augenblicke folge, wo ich in der Grotte verschwinde, welche dieser übelthätigen Fee zum Aufenthaltsorte dient."

„Sehr gut."

„Und wenn ich dann einen Tag nach meinem Verschwinden von den verschiedenen Abenteuern meiner Wanderschaft nicht zurückgekehrt bin, so will ich, daß man mit hinreichender Mannschaft komme, um mich den unwirthlichen Räumen zu entreißen, in die mein Eifer mich geführt haben wird."

„Ist dies Alles?"

„Es ist Alles."

„Alles dies soll geschehen, wie Ihr es wünschet."

„Du versprichst es.“

„Auf Kammerzofenparole.“

„Mehr kann ich nicht verlangen. Ich bin nun fertig. Was wolltest Du sagen?“

„O, etwas sehr Einfaches, was aber gewisse Leute sehr theuer bezahlen würden.“

„So, muß ich es auch sehr theuer bezahlen?“

„Nein, Euch will ich es schenken.“

„Das ist brav.“

„Von mir?“

„Das wollte ich eben sagen; weiter, um was handelt es sich?“

„Um meine Gebieterin.“

„Wollen wir wetten, daß ich es errathe?“

„Ich sage nicht Nein.“

„Sie hat sich verliebt.“

„Ja.“

„In meinen kleinen Herzog?“

„Getroffen.“

„Schon lange?“

„Seit diesem Abend.“

„Und will sie, ihn heirathen?“

„Wenn es möglich ist.“

„Sie kennt ihn also?“

„Das versteht sich von selbst.“

Bergalasse dachte eine Weile nach und hob dann an:

„Ich halte die Sache nicht für so gar leicht,“ sagte er mit komischer Miene.

„Warum?“

„Der Herzog haßt den Fürsten Hartzoff.“

„Das ist kein Grund.“

„Nein, aber er liebt auch die Mascherata.“

„Das wäre einer, aber ist es auch wahr, daß er sie liebt?“

„Ich glaube es.“

„Man müßte sich davon überzeugen.“

„Wie denn?“

„Indem man darnach fragt.“

„Ihn?“

„Nein, die Mascherata.“

„Bist Du närrisch?“

„Nichts weniger als dies.“

„So erkläre Dich.“

„Nun, sehet, wenn der Herzog liebt,“ sagte Lisette, „so wird er es mit der ganzen Sorgfalt und Schüchternheit verbergen, mit welcher man gewöhnlich eine erste Liebe zu verbergen sucht. Wenn die Mascherata dagegen die Liebe des Herzogs errathen hat — und ein Weib erräth solche Geheimnisse schnell — so wird die Freude, welche sie darüber empfindet, in ihren Augen, in ihren Geberden, in ihrer ganzen Physiognomie, ja sogar in ihren Worten zu lesen sein. Es wäre Euch daher gewiß selbst

sehr leicht, Euch selbst von der Wirklichkeit der Liebe des Herzogs zu überzeugen. Was sagt Ihr dazu?"

„Das ist sehr richtig."

„Ihr seht also, daß ich Recht habe."

„Du hast immer Recht, Lisette, und für dreimal glücklich erkläre ich den oder die, deren vertrauter Rathgeber Du bist."

„Also bedürft Ihr keiner Instruktionen weiter?"

„Diese genügen mir."

„Auf baldiges Wiedersehen, also."

„Auf baldiges Wiedersehen."

Lisette und der Graf trennten sich bei diesen Worten. Lisette begab sich wieder zu ihrer Herrin und der Graf nach seinem Hôtel.

Nachdem er über das Unternehmen, welches er vor hatte, einmal mit sich einig geworden, blieb ihm nichts übrig, als den Aufenthalt der Mascherata auszuforschen und das war nicht leicht.

Man sprach in Mitau viel von der Mascherata, aber Niemand wußte, wo sie wohnte. Der Graf war sehr zu Abenteuern geneigt; das Leben, welches er bis jetzt geführt, hatte seine vortrefflichen Anlagen zur Intrigue entwickelt, an Muth fehlte es ihm ebenfalls nicht, aber es fehlte ihm noch an einem Ausgangspunkte, an einer gewissen Operationsbasis, um mit einiger Sicherheit die gefährliche Nachforschung, die er beabsichtigte, zu unterneh-

men. Die Mascherata war überall, aber in der Wirklichkeit war sie nirgends. Auf dem Wege nach seinem Hôtel suchte der Graf in seinem Gedächtnisse nach irgend einer Thatsache, die ihm vielleicht zum Beispiel oder zur Richtschnur dienen könnte. Aber er fand keine. Seine plötzlich erregte Einbildungskraft weigerte sich, an die Unmöglichkeit des Gelingens zu glauben und dennoch war diese Unmöglichkeit fast handgreiflich.

Er ging in sein Zimmer hinauf und traf, während er noch so nachdachte, einige Vorbereitungen, welche ihre gewisse Bedeutung hatten.

Er lud seine beiden Pistolen und steckte sie in seinen Gürtel.

Sein Dolch lag auf dem Kamin; er steckte ihn in die Scheide und ließ ihn in der Tasche seines Rockes verschwinden.

Endlich gürtete er seinen Degen um und warf seinen Mantel über die Schultern.

Zu allen diesen Vorbereitungen hatte Zeit gehört und es schlug sechs Uhr, als er damit fertig war.

Der Graf von Bergalasse warf einen zerstreuten Blick auf alle die Gegenstände, die er in dem Zimmer zurückließ, ging dann mit festem, entschlossenem Schritte nach der Thür und öffnete dieselbe.

Er hatte einen festen Entschluß gefaßt, und nichts schien ihn aufhalten zu sollen.

In dem Augenblicke aber, wo er die Thür öffnete, unterdrückte er eine Bewegung der Ueberraschung und beinahe der Freude und trat schnell in sein Zimmer zurück.

Er hatte Dimitri in Gesellschaft eines andern Leibeigenen gehört, in welchem er einen gewissen Matthäus erkannte. Er ließ die Thür angelegt und horchte.

„Der Justitiar geht fort von hier'" sagte Matthäus mit leiser Stimme, „er befiehlt Dir, Dich ohne Aufschub nach dem Orte unsrer gewöhnlichen Versammlungen zu begeben."

„Was ist geschehen?" fragte Dimitri.

„Der Großmeister will Dich sprechen."

„Mich?"

„Der Großmeister hatte Dir einen Auftrag gegeben, den Du nicht vollzogen hast."

„Hat er das gesagt?"

„Er hat es gesagt."

„Also will er mir eine Züchtigung auflegen?"

„Das ist möglich."

„Und die Brüder sind beisammen?"

„Das ist wahrscheinlich."

„Aber Georgele wird wenigstens da sein?"

„Ich glaube es."

„Ah, die wird mich retten, sie wird —"

„Hoffe nicht zu viel, Dimitri, Du hast auf seltsame Weise das Vertrauen gemißbraucht, welches unsere Brüder in Dich gesetzt hatten; ihr Zorn wird schrecklich sein."

„Das ist wahr.“

„Warum hast Du gezögert?“

„Er ist zu jung.“

„Du hattest aber geschworen.“

„Er ist so edelmüthig.“

„Dein Arm hat gezittert.“

„Nein, mein Herz.“

„Du mußtest Dein Herz verschließen, wie ein Grab und es nur öffnen, um jedes menschliche Gefühl darin zu begraben.“

„Wer hat das gesagt?“

„Der Justitiar.“

„Ihre Rache ist zuweilen schrecklich.“

„Furchtbar ist sie immer.“

„Oft ist sie Verbannung.“

„In gewissen Fällen ist sie der Tod.“

„Sie haben Alexis verbannt.“

„Sie haben Iwan umgebracht.“

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Abenteuer des Grafen von Bergalasse.

Dimitri schwieg einige Augenblicke, dann hob er im Tone der Entschlossenheit wieder an:

„Es ist allerdings große Gefahr dabei, aber ich werde vor derselben nicht zurückschrecken.“

„Du gehst?“

„Ich gehe.“

Bergalasse lauschte begierig auf jedes der Worte, welche die beiden Leibeigenen mit einander wechselten.

Dieses Gespräch brachte ihn wieder auf die Bahn einer ganzen Reihe von Ideen, von welcher die Ereignisse der Nacht ihn entfernt hatten. Bald hörte er Matthäus sich mit langsamen Schritten entfernen und Dimitri durch den Corridor tappend, einen Ausgang suchen, der ihm gestattete, das Hotel zu verlassen.

Nach drei oder vier Secunden ward einige Mal an die Thür seines Zimmers gepocht.

Auf seine Einladung öffnete sich die Thür fast augenblickiich und Dimitri trat ein.

Dimitri grüßte wiederholt den Grafen von Bergalasse mit jenem wilden Katzenblicke, der ihm eigenthümlich war und als er sah, daß der Graf seinen Mantel umgeworfen hatte und bereit war, auszugehen, beeilte er sich vorzubringen, was er zu sagen hatte.

„Der Herr Graf will ausgehen?“ sagte er in süßem, einschmeichelndem Tone.

„Ja, Dimitri, wie Du siehst.“

„Dann störe ich wohl?“

„Durchaus nicht.“

„Das thäte mir sehr leid.“

„Hattest Du mir etwas zu sagen?“

„Ich wollte Euch einen Rath geben.“

„Einen Rath — ich weise niemals einen zurück, oft bedarf man eines Geringeren, als man selbst ist.“

„Ja, Herr Graf, ich glaube, ich kann Euch von einigem Nutzen sein.“

„Nun, so sprich, Dimitri, und sei willkommen,“ sagte der Graf, den sowohl die Worte als die Miene des Leibeigenen zu interessiren anfingen.

Dieser schien sich einen Augenblick zu sammeln,

dann setzte er, indem er den Grafen schüchtern, wiewohl zugleich mit einem Gemisch von Schlauheit ansah, hinzu:

„Der Leibeigene Dimitri, Herr Graf, weiß jetzt wohl, daß Dimitri der Leibeigene des Fürsten Hartzoff ist und daß er als solcher in der Wohnung des Fürsten ein- und ausgeht, ohne daß Jemand sich darüber wundert oder deswegen beunruhigt."

„Das ist ein großes Unrecht," wendete Bergalasse ein.

„Ich sage nicht Nein, Herr Graf, aber wenn diese Freiheit ihre Unbequemlichkeiten für die Herren hat, so hat sie dagegen ihre Vortheile für die Diener, und die Diener wissen Nutzen davon zu ziehen."

„Es sei," sagte Bergalasse, „sprich aus."

„Ich habe also gehört, Herr Graf," fuhr Dimitri auf die Einladung Bergalasse's fort, „was die Tochter Euch gesagt hat, sowie auch das Versprechen, welches sie Euch abgenommen, die Mascherata zu verfolgen und zu belauern. Nun aber glaube ich, Herr Graf, daß Ihr da eine Verbindlichkeit übernommen habt, die Ihr nicht erfüllen könnt, wenn Euch nicht noch Jemand zu Hilfe kommt."

„Glaubst Du?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Und Du kommst, mir Deine Dienste anzubieten?"

„Wenn der Herr Graf davon Gebrauch machen will." —

Bergalasse blickte dem Leibeigenen in die Augen; dieser sah ihn aber unverwandt an.

„Ich würde Deine Dienste gern annehmen," sagte Bergalasse nach dieser raschen Prüfung der Miene Dimitri's, „wenn ich glauben könnte, daß das Anerbieten, welches Du mir machst, ein aufrichtiges und redliches ist; ich weiß aber, daß die Leibeigenen Deiner Gattung den freien Menschen nicht so leicht Dienste leisten und ich fürchte, daß Du irgend ein verborgenes Interesse dabei habest, mir einen solchen Antrag zu machen, timeo Danaos et dona ferentes, was hier so viel heißt, als daß ich nicht recht weiß, was ich machen soll."

„Ueberlegt es Euch," sagte Dimitri mit seiner gewöhnlichen Gleichgiltigkeit.

„Aber ich habe keine Zeit dazu," wendete Bergalasse ein.

„Das ist sehr schlimm."

„Ich wollte darauf wetten, daß Du mir mehr in Deinem Interesse diese Anerbietungen machst."

„Das ist wohl möglich."

„Du bist verschwiegen."

„Ich bin klug."

„Ich möchte es auch sein."

„Ganz nach Eurem Belieben, Herr Graf."

Dimitri that einige Schritte nach der Thür, der Graf hieß ihn aber bleiben.

„Bah," rief er, „im Grunde genommen, habe ich noch ganz andere Gefahren gesehen, ohne denselben zu unterliegen; ich werde dieser entgehen, wie ich den andern entgangen bin — ich nehme Dein Anerbieten an."

„Dann werdet Ihr mit mir kommen," sagte Dimitri, dessen Blick durch einen fahlen Blitz erhellt ward.

„Ich werde mit kommen," antwortete Bergalasse, indem er unwillkürlich mit der Hand nach dem Gürtel fuhr, um sich zu überzeugen, daß er seine Pistolen nicht vergessen habe.

„Und wann wollen wir gehen?" fragte Dimitri.

„Wann Du willst."

„Sogleich."

„Es sei, sogleich."

„Und wohin werden wir gehen?"

„Bis an's Ende der Welt, vorausgesetzt, daß Du mir versprichst, daß ich daselbst die Mascherata treffen werde."

„Dann," sagte Dimitri, „beginne ich meine Rolle — ich gehe voran, der Herr Graf möge mir folgen."

Einen Augenblick später verließen Dimitri und der Graf von Bergalasse die Herberge des Matthäus, einer hinter dem andern hergehend.

Wir wollen uns nicht bei der Beschreibung der mehr oder weniger malerischen Gegenden aufhalten, welche sie auf diese Weise durchschritten, ohne ein Wort zu

sprechen, ohne sich einen einzigen Ausruf entschlüpfen zu lassen. Wir beschränken uns darauf, zu sagen, daß der Graf glücklich zu sein schien, einen so guten Führer gefunden zu haben und daß Dimitri ganz entzückt zu sein schien, daß der Graf sein Anerbieten angenommen hatte.

Die Landschaft, welche sie durchschritten, war indessen eine der reizendsten, welche dem Auge des Menschen zu sehen beschieden ist. Die noch halb im Schlafe liegenden Fluren schienen allmählig bei den ersten Strahlen des Tages zu erwachen. Ein frischer, vom Meere herkommender Wind streifte von Zeit zu Zeit durch die Gesträuche am Wege, die letzten Schatten der Nacht verschwanden allmählig und man sah am Horizonte tausend Gegenstände, deren erst unbestimmte und undeutliche Umrisse sich bald lebhafter an dem grauen Hintergrunde des Himmels abzeichneten — hier ein ganzes, am Abhange eines Hügels klebendes Dorf, weiterhin eine Gruppe schlanker, sich im Winde neigender Birken.

Der Graf und Dimitri waren einer wie der andere zu sehr beschäftigt, um dem wechselnden Panorama, welches sich vor ihren Blicken aufrollte, große Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Graf dachte an die Mascherata und zweifelte nicht an dem glücklichen Erfolge seiner Wanderung.

Dimitri dachte an den düsteren Justitiar und an



den furchtbaren Großmeister, und dann und wann rieselte ein kalter Schauder durch seine Gebeine.

Die geheime Gesellschaft, welcher Dimitri angehörte, besaß eine unbeschränkte Macht über jedes ihrer Mitglieder; die durch den Großmeister vertretene Autorität war grausam und die Justiz unerbittlich.

Dimitri hatte sich, indem er das Leben Naundorfs beschützte, den man ihm als sein Schlachtopfer bezeichnet hatte, eines Verbrechens schuldig gemacht, welches die grausamen Gesetze der Gesellschaft mit dem Tode bestraften; und obschon er keinen Augenblick gezögert, sich auf die Vorladung des Justitiars einzufinden, so lebte doch eine unaussprechliche Furcht in seinem Herzen und diese Furcht beunruhigte auf diesem Wege seinen Geist zu wiederholten Malen.

Nichts destoweniger, jedes Mal wo sein Blick sich auf seinen Begleiter wendete und er denselben so entschlossen sah, ihm bis an's Ziel zu folgen, schien seine Furcht sich zu beschwichtigen und der Friede kehrte einen Augenblick lang in sein wieder beruhigtes Herz zurück.

Endlich nachdem sie drei Stunden gewandert waren, erreichten sie das Ziel ihrer Reise.

Sie waren eben an einen dichten Tannenwald gekommen. Dimitri meldete dem Grafen, daß sie da wären, und sie blieben stehen.

Der Leibeigene that hierauf drei Mal einen gellen-

den Pfiff, worauf sogleich ein zweites Pfeifen antwortete, welches dasselbe Signal ebenfalls drei Mal wiederholte.

Nachdem Dimitri auf diese Weise seine Ankunft gemeldet, hob er eine unter dem dichten Gesträuch verborgene Fallthür auf, forderte Bergalasse auf, ihm zu folgen und verschwand.

Bergalasse ließ sich dies nicht zwei Mal sagen, sondern folgte sofort seinem Führer.

Sie kamen auf diese Weise in einen keineswegs sehr bequemen Gang, welcher in einen Brunnen von unergründlicher Tiefe führte.

Ehe sie weiter gingen, zündete Dimitri eine Lampe an und stieg zuerst hinab.

Sechzig eiserne Stufen, sechs Zoll lang und einen Fuß von einander entfernt, in die Mauer eingesetzt, dienten zum Herabsteigen auf den Grund des Brunnens.

Neben den letzten Stufen öffnete sich eine Art Fenster, welches auf einen bequemen Weg führte, der nach Art einer Wendeltreppe bis zu einer Tiefe von hundertunddreißig Fuß hinabführte. Hier hörte der Brunnen auf.

Als Dimitri und der Graf an dieser Stelle angekommen waren, zeigten sich zwei Gitterthüren ihren Augen, die eine von Eisen, die andere von Erz. Durch die erste trat man in unermeßliche Grotten; durch die zweite gelangte man in die zu den Prüfungen bestimmten unterirdischen Ge=

wölbe. Das eiserne Thor öffnete sich geschmeidig vor dem Eingeweihten und schloß sich unmittelbar hinter ihm, mit einem furchtbaren Getöse, welches die Echo's der Gänge widerhallten. Dieses Getöse verkündete den Meistern, daß ein Aspirant sich zur Prüfung und Aufnahme anmeldete und daß es nothwendig sei, Alles zu seinem Empfange vorzubereiten.

Das erzene Thor führte zu einem gewölbten Gange, der ungefähr acht Fuß hoch, sechs Fuß breit, sehr eben und sehr gerade war. Ueber der Thür dieses neuen unterirdischen Ganges, stand auf einer weißen polirten Marmortafel mit schwarzen Buchstaben folgende Inschrift, zu welcher Bergalasse die Augen erhob:

„Jeder, der diesen Weg allein macht, ohne sich umzusehen oder umzukehren, wird durch das Wasser, das Feuer, die Luft gereinigt werden, und wenn er die Furcht des Todes überwinden kann, so wird er aus dem Schooße der Erde wieder hervorgehen, das Licht wieder sehen und das Recht haben, seine Seele auf die Offenbarung der Geheimnisse der Wiedergeburt des Menschengeschlechtes vorzubereiten."

Dimitri und sein Begleiter traten ohne zu zögern durch das erzene Gitterthor, welches, wie wir schon gesagt haben, sich mit einem furchtbaren Getöse hinter ihnen schloß.

Bergalasse fuhr zusammen, schaute sich aber nicht um. Eine Zeit lang wurde ihre Wanderung durch nichts aufgehalten; sie folgten dem geraden und bequemen Wege, der sich ihnen darbot und kamen ohne Hinderniß bis an eine kleine eiserne Thür.

Dimitri hatte noch die Lampe, mit der er sich bei dem Herabsteigen in den Brunnen versehen und leuchtete damit seinem Begleiter, der nicht wie er gewohnt war, im Finstern zu wandeln.

Die kleine eiserne Thür war von drei bewaffneten Männern bewacht, die auf dem Kopfe einen Helm trugen, der wie ein Hundekopf geformt war.

Einer der drei Männer trat vor und ging gerade auf Bergalasse zu.

„Wir sind nicht hier, um Euch aufzuhalten,“ sagte er, indem er die Spitze seines Degens bis auf die Erde neigte, „setzt Euren Weg fort, wenn Gott Euch die Kraft dazu gegeben hat; nur hütet Euch vor dem Unglück, wieder umzukehren, denn dann würden wir Euch aufhalten. Jetzt könnt Ihr noch umkehren, aber merket wohl, daß Ihr später niemals diesen Ort wieder verlassen werdet, wenn Ihr nicht das Ziel erreicht, welches Ihr zu erreichen Euch vorgenommen habt. Bedenkt besonders, daß Euch dies nicht anders gelingen kann, als wenn Ihr muthig vorwärts schreitet, ohne den Blick zurückzuwenden oder zurückzuweichen.“

Nach dieser Anrede schritten Dimitri und Bergalasse durch die kleine Thür.

Dieser Auftritt wiederholte sich zu verschiedenen Malen und verkündete unabänderliche Gefahren, welche Bergalasse gleichwohl nicht kommen sah. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, seine Furchtlosigkeit zu bestärken, und hätte er auch noch einen Zweifel an dem Ausgange seines Unternehmens gehabt, so wäre dieser vor der Haltung verschwunden, welche Dimitri während dieser ganzen Wanderung beobachtete.

Jedoch die Reise war noch nicht beendet.

Bergalasse, der gern plauderte, wäre es auch nur, um die Langeweile des Weges zu vertreiben, wollte den Leibeigenen zu einem kleinen Gespräche veranlassen, aber Dimitri schien durchaus nicht geneigt, das Schweigen zu brechen und der Graf sah sich daher ebenfalls genöthigt, seinen Weg fortzusetzen, ohne ein Wort zu sprechen.

Auf diese Weise sahen sie sich plötzlich an der Biegung eines düstern Ganges vor einer mit Gold ausgelegten Thür von Elfenbein.

Rechts und links von dieser Thür befanden sich zwei gothische Fenster; das eine war offen, das andere schien hermetisch geschlossen.

Dimitri blieb stehen, drückte an einer der Federn des verschlossenen Fensters und lud Bergalasse ein, einen Blick hineinzuwerfen.

Der Graf steckte rasch den Kopf hindurch, warf einen Blick in das Innere, stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und fuhr sogleich wieder zurück.

Es war nur ein Blitz gewesen und das Fenster hatte sich beinahe augenblicklich wieder geschlossen.

Aber Bergalasse hatte doch Zeit gehabt, zu sehen, daß das Gemach buchstäblich mit Gold angefüllt war.

„Verwünschte Sklaven!“ murmelte er, und ward ganz nachdenklich, „das könnte einen Lust machen, selbst einer zu werden.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Dimitri die elfenbeinerne Thür aufstieß und sich ein blendendes Schauspiel ihren Blicken darbot.

Der unermeßliche Saal, in welchen sie eintraten, glänzte von Gold und Edelsteinen, tausend Lichter, verschwenderisch in allen Theilen des Saales angebracht, flammten auf Leuchtern von reinem Krystall. Die Wände waren mit großen Platten von Elfenbein bekleidet, auf welche eine Menge seltsamer Figuren gemalt waren.

Von der Mitte des Saales an bildeten alle Mitglieder unbeweglich und schweigend mit einem leinenen Gewande bekleidet und einer purpurnen Schärpe umgürtet, eine doppelte Reihe bis zu dem goldenen Throne, auf welchem der Großmeister saß.

Bergalasse trat mit einer gewissen Bewegung bis an die Stufen des Thrones und nachdem er sich mit

aller Ernsthaftigkeit, deren er fähig war, verneigt hatte, wartete er, daß Dimitri ihm sagen sollte, was er zu thun hätte.

Aber man ließ ihm nicht die Zeit dazu.

Der Großmeister war aufgestanden und reichte ihm schon einen Becher mit reinem Wasser gefüllt.

„Dieses Wasser," sagte er in feierlichem Tone, „sei ein Trank der Vergessenheit für alle falschen Grundsätze, die Ihr aus dem Munde profaner Menschen gelernt habt." —

Gleich hierauf reichte er ihm einen zweiten Becher mit Rheinwein gefüllt und setzte hinzu:

„Dieses sei ein Trank des Gedächtnisses für die Lehren, die Ihr von der Weisheit empfangen werdet."

Bergalasse trank, verneigte sich und folgte Dimitri, welcher sofort den Saal verließ.

Bergalasse wünschte sich, obschon er von dem großartigen Charakter der Ceremonie, welcher er beigewohnt, wirklich ein wenig ergriffen war, doch Glück, daß man die Sache von der ernsten Seite genommen und daß er sich in diese bizarren Auftritte hatte mischen können, ohne einen einzigen Augenblick fürchten zu müssen, einer wirklichen Gefahr ausgesetzt zu werden.

Wohl hatte er von den Maurerlogen Frankreichs, von den Illuminaten Deutschlands, von Joseph Balsamo, von dem Grafen Mirabeau und dem Professor Weißhaupt

von Ingolstadt reden hören — die Polizei hatte schon seit langer Zeit ein wachsames Auge auf die geheimen Gesellschaften, von welchen Europa wimmelte; aber die, in deren Schooß er jetzt eingedrungen war, schien dem Beobachter einen eigenthümlichen Charakter von Kraft, Großartigkeit und selbst Bizarrerie darzubieten und er erinnerte sich nicht ohne Schaudern der blutigen Scene, welcher er hinter dem dünnen Verschlage beigewohnt, welcher allein ihn in jener Nacht von der Versammlung der Illuminaten Rußlands trennte.

„Was mich hauptsächlich," sagte er zu Dimitri, als sie den Saal verlassen hatten, „in Bezug auf die geheimen Gesellschaften in Verwunderung setzt, ist, daß die Regierungen, die Feinde der Verschwörer, ihre Versammlungen nicht zu verhindern suchen. Wenn ich an der Spitze der Polizei stünde, so glaube ich, sollte mir das ohne große Mühe gelingen."

„Vielleicht," antwortete Dimitri lakonisch.

„In Frankreich," fuhr Bergalasse fort, „sind keine geheimen Gesellschaften möglich, wenigstens nicht lange."

„Weil die Franzosen Schwätzer sind — die Russen wissen zu warten und zu schweigen."

„Mag sein," sagte Bergalasse, „wenn ich aber der Fürst Hartzoff wäre, so hätte ich schon lange diese Verschwörer aufhängen lassen und mit Dir, mein lieber Dimitri, den Anfang gemacht."

Dimitri zuckte die Achseln und lächelte.

„Der Sklave Dimitri," antwortete er, „ist nicht ganz sicher, daß er nicht heute noch gehängt wird; wenn dies aber geschieht, so wird die Ehre davon dem Fürsten Hartzoff ganz gewiß nicht zufallen."

„Und wem denn?"

„Dem Oberjustitiar der Illuminaten."

„Und was habt Ihr denn gethan, Unglücklicher?" rief Bergalasse erstaunt über die Ruhe, mit welcher Dimitri von der Gefahr sprach, die ihm bevorstand.

„O, ich habe ein Verbrechen begangen, welches die Gesetze der Gesellschaft sehr streng bestrafen."

„Welches?"

„Ich habe einem von der gesellschaftlichen Rache im Voraus bezeichneten Opfer das Leben gerettet."

„Dem Herzoge?"

„Ja, allerdings."

„Teufel — und deswegen wollen sie Euch hängen?"

„Ich fürchte es."

„Warum seid Ihr dann hierher gegangen?"

„Um mein Geheimniß nicht zu verrathen."

„Das ist allerdings gut, aber ich gestehe, daß dies ein Muth ist, dessen ich mich nicht fähig fühlen würde."

„Ueberdies," sagte Dimitri, „darf ich mich auch nicht ehrlicher stellen, als ich es wirklich bin; wenn ich gekommen bin, so ist es geschehen, weil ich ein Mittel ge-

funden zu haben glaube, die gemeinschaftliche Rache zu befriedigen."

„Ah, und wie so?"

„Auf sehr einfache Weise. — Es giebt zwei Personen, deren die Gesellschaft sich gern entledigen möchte."

„Seht Ihr das!" unterbrach ihn Bergalasse mit einem Ausbruch von Heiterkeit.

„Die erste," unterbrach ihm Dimitri, „ist, wie Ihr mit einem Scharfsinne, der Euch alle Ehre macht, errathen habt, der Herzog von Naundorf."

„Sehr schön, und die zweite?"

Der Graf und Dimitri waren, nachdem sie einen langen düsteren Gang durchschritteu, in eine Art Rundtheil gekommen, welches von allen Seiten durch eiserne Gitter verschlossen war und über welchem eine Lampe hing, deren Schein nur ein zweifelhaftes Licht über die ringsum befindlichen Gegenstände verbreitete.

Dimitri stieß Bergalasse in dieses düstere Rundtheil, machte ihm ein spöttisches, verächtliches Kompliment und sagte:

„Die zweite Person, deren die Gesellschaft sich entledigen will, ist der Graf von Bergalasse."

Und indem er so sprach, warf er die Gitterthür zu und ließ Bergalasse unbeweglich vor Ueberraschung und erstarrt vor Schrecken stehen.

Der Graf fragte sich, ob das was er sähe und hörte, nicht die Wirkung einer Sinnestäuschung sei.

So blieb er einige Minuten, ohne sich zu rühren, stehen, unter dem Eindrucke einer unermeßlichen Angst, die seine Glieder zu Eis erstarren ließ und seine Bewegungen fesselte.

Endlich nahm er, fast sich vor sich selbst schämend, daß er sich von dieser unerklärlichen Furcht beherrschen ließ, kühn die über der Eingangsthür hängende Lampe herab und untersuchte, mit dem Pistol in der Faust, das Gefängniß, in welches man ihn auf diese Weise gesperrt.

So durchwanderte er das ganze Rundtheil.

Hinter dem ersten Gitter sah er die blutigen Augen einer Hyäne glänzen.

Hinter dem zweiten hörte er einen hungrigen Löwen brüllen.

An dem dritten setzte ein Schakal seine beiden Klauen drohend auf die Eisenstäbe, welche bei dieser Berührung knarrten.

Am vierten sah er sich ganz in der Nähe eines Eisbären.

Hinter dem fünften endlich richtete ein nachlässig daliegender Tieger seinen kalten und grausamen Blick auf ihn.

Es war eine vollständige Menagerie.

Bergalasse setzte die Lampe auf den Boden, kreuzte einen Augenblick die Arme über der Brust und begann über seine Lage nachzudenken, sowie über die der Thiere, welche ihn umgaben.

Ende des ersten Theils.



